

64. Jahrgang Nr. 51

Leipzig, 15. September 1928

Daheim



Austragstübchen ◊ Gemälde von Paul Kauzmann

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauenhienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig € 1, Hospitalstraße 27 + Wöchentlich eine Nummer Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnnummer 50 Pf., zuzüglich ortsüblicher Zustellungsgebühren.



Elida Shampoo für alle:
blaue Packung, goldene Schrift.
Elida Shampoo für Blonde:
goldene Packung, blaue Schrift.
Packung für zweimal Waschen
reichend, 30 Pfennige.

Garantiert sodafrei

Liebenswürdig - überall willkommen.

Klug, gute Manieren, weltgewandt, ein guter Kamerad, immer gern gesehen. Bei Geschäftsfreunden – im Kreise der Familie – auf dem Sportplatz – bei geselligen Gelegenheiten. Das Geheimnis seines Erfolges ist nicht nur sein Typus, für den er nichts kann, sondern der Takt seiner äußerer Erscheinung – der wohlgepflegte Mensch.

Wohlgepflegtes Haar ohne Schuppen in tadelloser Frisur ist unerlässlich. Zehn Minuten Arbeit in der Woche – eine Waschung mit Elida Shampoo gibt den gewünschten Erfolg. Außerordentlich praktisch für jeden Mann, kann überallhin leicht mitgenommen werden: auf den Sportplatz, ins Klubhaus, auf die Reise. Säubert Haar und Kopfhaut gründlich, beseitigt alle Schuppen.

ELIDA SHAMPOO

Daheim



64. Jahrgang. Nr. 51

15. September 1928

Als Laie auf der Funkausstellung.

Der erste Eindruck, wenn man die großen Hallen der Berliner Funkausstellung betritt, ist: Lärm! Kann es denn anders sein? Funkübertragung ist nun einmal Geräuschübertragung, und die Ausstellung will ja beweisen, daß sie Geräusche jeder Art auf jede Entfernung und in möglichster Stärke übertragen kann. Und sie beweist es mit aller Eindringlichkeit.

Der Lautsprecher ist Trumpf. Aber er ist auch wiederum die fragwürdigste Erscheinung. Schon äußerlich: alle Firmen machen den Versuch, für ihn eine Form zu finden, die sich unseren Wohnräumen anpaßt — gelungen ist die Form bisher keiner. Im Gegenteil, die Versuche haben zum Teil Entzückendes ins Leben gerufen; da gibt es die singende Lampe, das sprechende Bild, den brüllenden Kamin; die Tonquelle wird ängstlich unter einem Lampenschirm, hinter einem kitschigen Buntdruck oder im Gesimse eines Ofens verborgen; das soll dann Stimmung machen — und ist nur Voräusicht von Stimmung; in unserer Zeit haben wir doch den Mut zur Ehrlichkeit bekommen, warum ihn unsere modernste Erfindung nicht hat, ist unbegreiflich. Aber auch wo offen und ehrlich ein Laut-

sprecher gebaut ist, der frei im Raum stehen soll, lehnt er sich irgendwie an überbrachte Formen an, er gleicht einer Standuhr, einem Teller, einem Grammophonschrank, aber nie sich selbst. Er ist noch ein fremdes, unschönes Stück. Überall bleibt auch sein Ton fremd und unschön; immer knarrt und knackt er irgendwie, schnarrt und grunzt, ob laut oder leise, ob hoch oder niedig, ob er Orchestermusik oder Gesang wiedergibt, er ist noch nicht frei vom Maschinellen. Gewiß, er ist schon unendlich viel reiner als vor fünf Jahren, wo wir ihn zum erstenmal auf der Funkausstellung hörten, er ist vor allen Dingen lauter, deutlicher, er kann durch Riesenhallen schreien und über weite Plätze reden, aber er ist eines nicht: Natur! Er ist und bleibt: Behelf — Ersatz

Und doch geht man staunend durch die Ausstellungsräume, Was ist in den fünf Jahren, die unsere Funkindustrie alt ist, geleistet worden! Am 1. November 1923 wurde die erste deutsche Rundfunksendestelle errichtet und mit ihr waren die ersten Hörer da, heute hat Deutschland in Königswusterhausen seinen großen Deutschlandsender, neben ihm neun Hauptsender

| 1. Juli 1924 99.011 | 1. Juli 1925 838.904 | 1. Juli 1926 1.224.057 | 1. Juli 1927 1.713.899 | 1. Juli 1928 2.284.248 |
|--|-------------------------|---------------------------|---------------------------|---------------------------|
| FÜNF JAHRE DEUTSCHE HÖRERZAHLEN | | | | |

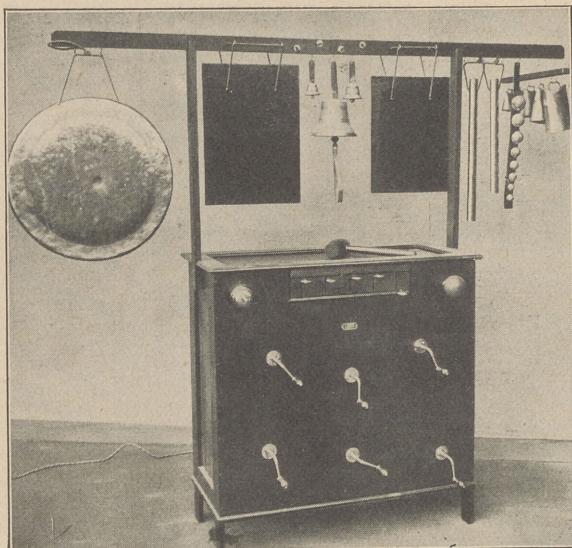
Nachdruck verboten.

(Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Hamburg, Langenberg i. Ahd., Königsberg, Leipzig, München, Stuttgart) und 14 Nebenfender (Stettin, Kassel, Gleiwitz, Bremen, Hannover, Kiel, Münster, Köln, Aachen, Dresden, Augsburg, Nürnberg, Kaiserslautern, Freiburg). Diese große Zahl der Sender machte es erst möglich, daß der Rundfunk heute wirklich eine volkstümliche Einrichtung geworden ist. Alle diese 24 Sendestellen sind unter sich wieder verkoppelt, sie können sich ihre Programme ohne Schwierigkeiten übermitteln, um sie an ihre Hörer weiterzugeben; damit sind die Darbietungsmöglichkeiten fast unbeschränkt groß geworden und die 2700000 Empfangsstellen haben einen Hörrichtum, wie er in keinem anderen Lande der Welt geboten wird.

2700000 Hörstellen! Wenn man den Durchschnitt niedrig faßt, hören an jeder Hörstelle mindestens drei Personen, d. h. mehr als 30 vom Hundert der deutschen erwachsenen Bevölkerung nimmt heute am deutschen Rundfunk teil.

Welche Aufgaben damit dem deutschen Rundfunk in kultureller Beziehung erwachsen sind, darüber sind sich die beteiligten Kreise anscheinend klar. Die „Deutsche Welle“ (Königs-Wusterhausen) und die „Funkstunde“ (Berlin) geben auf der Ausstellung Übersichten ihrer Programme. Sie zeigen, daß sie versuchen, die richtige Mischung zwischen Unterhaltung und Belehrung zu finden und in diesen beiden Hauptteilen wiederum

Schwer und Leicht wohl abgemessen zu mischen. Klar erscheint hierbei, daß gerade wegen der ungeheuren Verbreitung es schwer sein muß, es allen recht zu machen. Alle voll zu befriedigen, wird unmöglich sein, die beste Lösung der Programmfrage ist wohl noch immer: viel geben, damit jeder an jedem Tage etwas findet, was ihm ganz zusagt. Der Rundfunk ist ein Volkstumsmittel geworden, das beweist die Ausstellung klar. — Sie beweist es besonders durch die Art ihrer Besucher. Aus allen Teilen der Bevölkerung setzt sie sich zusammen. Der Unterschied gegen die Besucher vor fünf Jahren ist überwältigend klar: damals waren Techniker und Wissenschaftler in der Überzahl, heute sind es Männer und Frauen aus allen Berufen. Heute ist ja fast keiner mehr Laie auf dem Gebiete



Das neueste Instrument des Funkorchesters: Der Geräuscheapparat für alle Geräusche vom Ruf der Auto- hupe bis zu Sturm und Donner.

Gründlichkeit und gutem, technischem Wissen. Und diese starke Beteiligung unserer Jugend beweist schlagend die ungeheure Wichtigkeit des Rundfunks. Er hat die Jugend erfaßt, also gehört ihm die Zukunft. Die Jugend ist sein lebhaftester Hörer, also stellt er sich auf die Jugend ein. Die Programmverantwortlichen müssen sich bei ihrer Auswahl klar sein: Deutschlands Jugend lauscht. Also fort mit allem Flachen. Die Wahl werde vertieft, ohne langweilig zu werden.

Alles, was mit dem eigentlichen Rundfunk zusammenhängt, füllt natürlich den Hauptteil der Ausstellungsräume, soweit sie messeähnlich sind. Denn hier liegt für die Funkindustrie die Möglichkeit breiten Absatzes. Hier zeigt sich auch das Streben, alle Apparate möglichst zu vereinfachen, um sie auch jenen in die Hand geben zu können, die von den schwierigen

Problemen elektrischer Wellen nichts verstehen können, die auch nicht die Gabe haben, an ihren Apparaten zu basteln. Zwei Dinge stechen da hervor: einmal der Empfänger, der sich von der Antenne freimacht, die elektrische Lichtleitung als solche verwendet, bei dem es genügt, einen Stecker in den Kontakt des Ortslichtnetzes einzuführen, um einwandfreien Empfang auch ferner gelegener Stationen zu haben; zum anderen ein Kasten mit etwa zehn Druckknöpfen, bei dem ein Druck auf einen bestimmten Knopf genügt, um den Empfangsapparat auf die Wellenlänge einer bestimmten Station einzustellen;



Wenn es schon seit 400 Jahren Rundfunk gäbe . . .

Columbus: Achtung! Achtung! Hier Columbus! Ist dort Amerika?
Der Schnelle Hirsch der Delawaren: Etwas weiter links, bitte!
(Karikatur von Abeking aus „Fünf Almanach 1928“ Öffizieller Ausstellungskatalog. Verlag Rothgässer & Diesing A.-G., Berlin N 24.)

dieser Apparat macht also das schwierige Suchen fremder Stationen hinfällig, das vielen unendliche Zeit und Mühe kostete, ohne zu dem gewünschten Erfolge guten Empfanges zu führen.

Der öffentliche Rundfunk bildet aber nur ein Teilgebiet des Reiches drahtloser Sendung. Die Ausstellung zeigt auch die anderen Gebiete. Ein großer Raum ist dem „Polizeifunk“ gewidmet. Die deutsche Polizei hat im Berliner Polizeipräsidium eine Funkzentrale, von der sie auf eigner Welle Nachrichten über ganz Deutschland geben kann. Sie verfügt zu diesem Zweck weit über hundert Gebe- und Empfangsstationen im Reich. Sie ist so in der Lage, schnellstens Nachrichten zu verbreiten. Ist z. B. in Berlin ein Verbrecher flüchtig geworden, so ist Sekunden später die Fahndung schon an alle Polizeifunkstellen weitergegeben — eine Sendung genügt ja, um alle mithören zu lassen. Die weitere Fahndungsverbreitung erfolgt dann in wenigen Minuten telephonisch. Eine halbe Stunde später ist die gesamte deutsche Polizei unterrichtet, jede Grenzstation im Bilde. Der Verbrecher ist eingekreist. — Ähnlich verfügt die deutsche Luftfahrt über ein eignes Netz, auf ihm eilen die Startmeldungen den Flugzeugen voraus, die Wettermeldungen ihnen entgegen. — Die Reichspost



hat sich selbstverständlich die Funken auch für ihren und den internationalen Gebrauch zunutze gemacht. Jeder Deutsche kann heute auf jedem Postamt ein Radiogramm aufgeben, es wird zur Funkstelle Nauen-Norddeich geleitet und fliegt von hier durch den Aether zu Überseestationen und Schiffen auf hoher See. Ist die Entfernung für die Station Norddeich zu groß, so gibt diese das Radiogramm an eine andere Überseestation weiter, die es bis zur eigentlichen Empfangsstation befördert.

Zum Fernhören kommt das Fernschreiben, das Bildübertragen in die Ferne und endlich das Fernsehen und das Fernfilmen. Das sind Gebiete, die erst im Erschließen sind. Für die Bildübertragung durch die Luft wird allerdings schon ein

einfacher Apparat gezeigt, der jedermann erlaubt, ein auf Metall übertragenes gerastertes Bild von einer Stelle zur anderen zu senden oder, was wohl wichtiger für den Gebrauch ist, eine auf Metall geschriebene Unterschrift oder Nachricht drahtlos weiterzugeben.

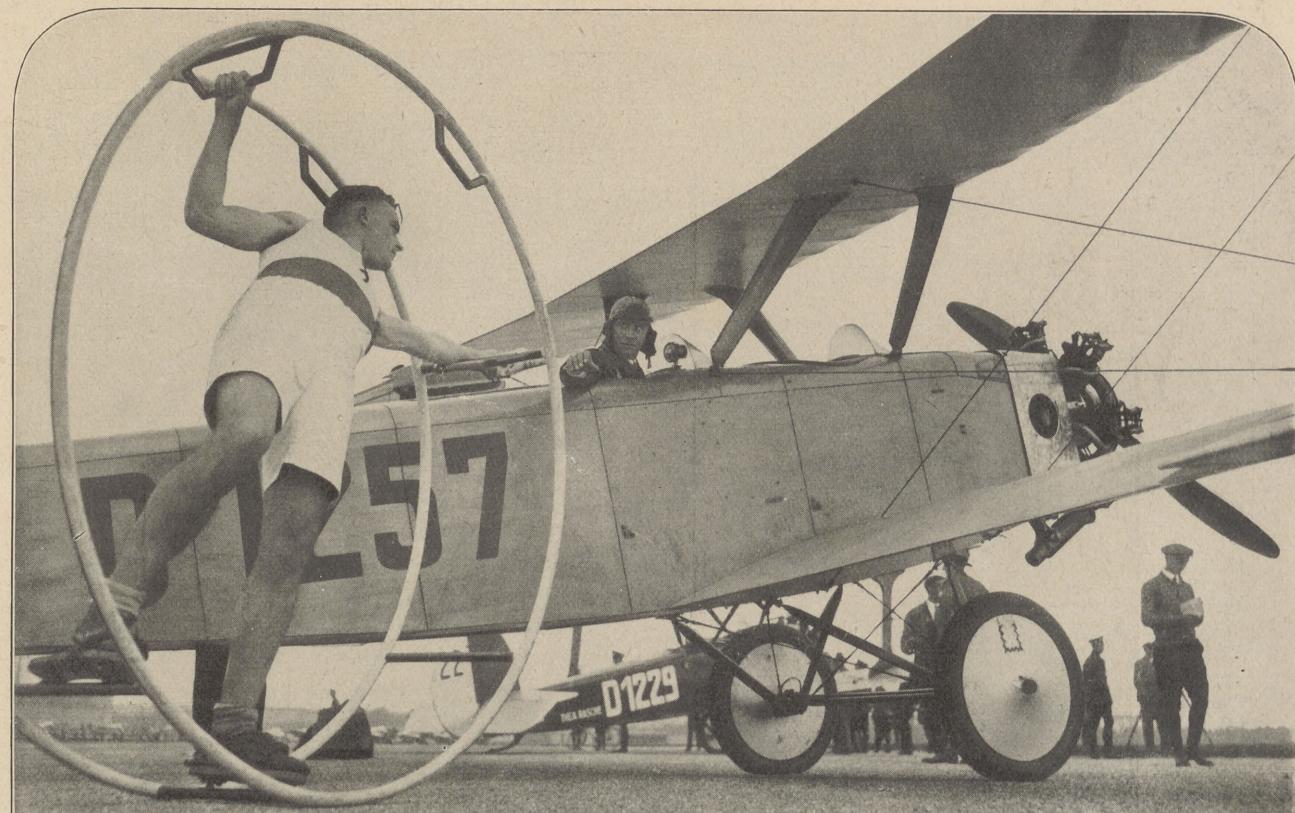
Das Fernsehen und Fernfilmen wird zwar auch schon vorgestellt, steht aber noch in den Anfängen und ist an sehr verwickelte Apparate gebunden. Wenn die Entwicklung dieser Zweige jedoch nur annähernd in den nächsten fünf Jahren den Fortschritt macht, den die Ausstellung auf den anderen Gebieten als die Entwicklung der vergangenen fünf Jahre erweist, so wird uns Fernsehen und Fernfilmen sehr bald ebenso geläufig sein wie das Fernhören.

H. C. v. B.

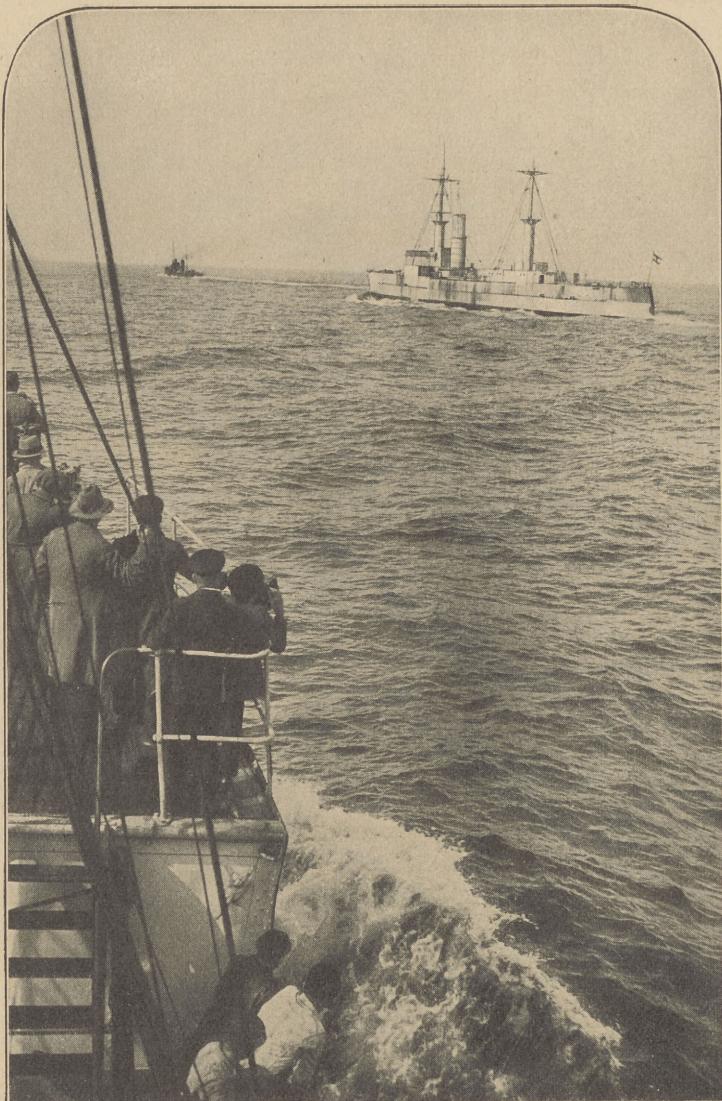
Aus der Zeit für die Zeit



Manövernacht.
(Eberth-Kassel.)



Vom letzten Großflugtag auf dem Tempelhofer Feld.
Stafettenübergabe aus dem Rhönrad in ein Flugzeug. (W. Ruge.)



Das Gespensterschiff der Reichsmarine.

Erste Probefahrt des Fernlenkschiffes „Bähringen“.

Links hinter dem Kreuzer das Sendeschiff „Blitz“, von dem aus die unbemannte „Bähringen“ drahtlos gesteuert wird.

(Photothek.)



Die Asiensflieger nach 13 000 km Flugweg wieder in Berlin.

Von links: Schröder, Albrecht, Eulentopf. (W. Ruge.)



Somali-Hochzeit in Berlin.

Die Heirat des Häuptlings Ali Heshs im Berliner Zoo.

Das Brautpaar vor dem Somalipriester. (H. Basch.)



Abend in Dietramszell.

Der Reichspräsident verbringt auch seinen diesjährigen Urlaub in den Bayrischen Bergen. Links die Gastgeber, Herr und Frau von Schilcher; in der Ecke Schwiegertochter und Sohn Hindenburgs. (R. Sennede.)

Washington D. C. Von E. Hylla.

Wenn man den mächtigen Pullmanwagen, den man in New York bestiegen hat, nach etwa fünftägiger Fahrt verläßt, findet man sich in einem der schönsten Bahnhöfe der Welt, in dem die Linien zweier der größten amerikanischen Eisenbahn-gesellschaften, der Pennsylvania- und der Baltimore- und Ohio-Bahn, zusammenlaufen. Wie ganz anders wirkt schon dieser Bahnhof als die großen Bahnhöfe Neuyorks! Dort ein unaufhörliches Hatten und Tagen, Brausen und Tosen einer nach Tausenden zählenden Menge, hier dagegen Raum in der hohen und weiten Halle, in der zu manchen Zeiten die paar Hundert Reisenden fast verschwinden, viel Ruhe, südliche Ruhe, südlicher Gleichmut! Denn Washington ist sozusagen der Schlüssel zum Süden der Vereinigten Staaten, der sich ja sowohl wirtschaftlich, wie in seiner ganzen geistigen Haltung von dem Norden und den mittleren Staaten gewaltig unterscheidet. Tritt man aus der Halle, so wird — besonders am Abend — das Auge von einem unvergleichlich schönen Bilde gefesselt: durch eine breite, von stattlichen Bäumen eingefaßte Straße streift der Blick nach der Kuppel des nur einige hundert Meter entfernten „Kapitols“, die sich von Hunderten von Scheinwerfern bestrahlt, leuchtend, aber doch nicht aufdringlich, sondern in milder, vornehmer Weise vom dunklen Nachthimmel abhebt. Und den gleichen Anblick genießt man von nahezu allen Teilen der Stadt — dank ihrer eigentümlichen und reizvollen Anlage.

— Amerikanische Städte sind nicht natürlich und organisch gewachsen wie die Städte des jahrtausende-alten europäischen Bodens. — Ihre Grundrisse hat man mit Lineal und Zirkel entworfen. Die Straßen schneiden sich unter rechten Winkeln; die einzelnen Häuserblöcke haben, wenn nicht quadratische, so doch rechteckige Gestalt und bedecken fast durchweg den gleichen Flächenraum, so daß man Entfernungen nicht in Form von Weglängen oder Zeiten angibt, sondern in der Zahl der „Blöcke“, die man zu passieren hat. Auch Washington hat seine „Ziffernstraßen“ von Norden nach Süden, seine „Buchstabenstraßen“ von Osten nach Westen. Diese sehr „vernünftige“, aber oft auch eintönig und reizlos wirkende Stadtanlage wird hier jedoch belebt durch mehrere „Sterne“ von Avenuen, breiten, vornehm wirkenden Straßen, die von einem Punkt ausstrahlen und sich über das Netz von Rechtecken legen. Der leitende Gedanke bei dieser Anlage der Stadt war: sie gegen aufrührerische Straßekämpfe möglichst zu sichern; in dem Netz der Straßen und besonders in den Avenuen Barrikaden zu bauen würde allerdings schwer sein, da die letzteren von der auf dem Kapitolinischen Hügel aufzustellenden Artillerie reitlos bestrichen werden könnten. Bisher freilich ist die Stadt so glücklich gewesen, diese Möglichkeit niemals auszunützen zu müssen. Alle diese Avenuen und manche Straßen sind von Bäumen eingefaßt, viele darunter alte, mächtige Ulmen, alt wenigstens für amerikanische Begriffe, für die hundert Jahre ein Drittel der gesamten „Geschichte“ des Landes bedeuten. Zu diesen Baumbeständen der Straßen kommen die der zahlreichen „Squares“ und „Circles“, die des „Botanischen Gartens“ am Fuße des Kapitols und des großen Parkes am Ufer des gewaltigen Potomac-Flusses. Es mag wohl richtig sein, daß Washington an den Bäumen reichste Stadt der Welt ist, wie von dem in Superlative verliebten Amerika behauptet wird.

In dieser zwar nicht regellosen, aber doch reicheren Abwechslung der Straßenbilder sichern den Anlage der Stadt, in der Breite der Straßen und ihrem Reichtum an Bäumen liegt etwas, was dem Stadtbild einen geradezu europäischen Zug verleiht. Er wird verstärkt durch das Zurüdtreten der industriellen Anlagen, durch die zahlreichen öffentlichen und Verwaltungsgebäude und vor allem durch das Fehlen der „Hochhäuser“ — Washington hat keine „Wolkenkratzer“, wie sie alle echten amerikanischen Städte zu entwickeln trachten. Ein wirtschaftliches Bedürfnis für Wolkenkratzer ist ja auch nicht vorhanden: Washington hat Raum genug, um in die Breite zu wachsen anstatt in die Höhe.

Washington ist der Sitz der Bundesregierung — auch dies

trägt dazu bei, der Stadt ihr eigenständiges Gesicht zu geben. 85 000 von ihren Einwohnern sind im Dienste der Regierung beschäftigt — nur etwa der zehnte Teil dieser Zahl in Handwerk und Gewerbe. Mit diesem Umstande hängt auch die Merkwürdigkeit zusammen, daß die Bewohner von Washington kein Wahlrecht besitzen — die Beamten der Stadtverwaltung werden vom Präsidenten unmittelbar ernannt, und die Besteuerung Washingtons liegt in den Händen einer aus Mitgliedern des Senates und des Abgeordnetenhauses zusammengesetzten Kommission — und daß die Stadt keinem der Staaten der Union angehört — keiner sollte durch den Besitz der Hauptstadt ein natürliches Übergewicht über die anderen erlangen. Augenfälliger als diese Dinge sind die verschiedenen Regierungsgebäude. Das prächtige Kapitol, in dem die gesetzgebenden Körperchaften tagen und der oberste Gerichtshof, zugleich Staatsgerichtshof, seinen Sitz hat, wurde oben bereits erwähnt. Neben ihm übt vor allem das „Weiße Haus“ eine starke Anziehungskraft auf den Besucher aus. Ein Teil dieses Baues ist dem Publikum stets zugänglich, und am 1. Januar findet noch immer außer dem Empfang der Diplomaten, der hohen Offiziere und Beamten ein öffentlicher Empfang statt, bei dem jeder, der Lust dazu hat, dem Präsidenten und Mrs. Coolidge persönlich seine Glückwünsche zum Neuen Jahre aussprechen und einen Händedruck mit ihm wechseln mag. Es war mir überraschend, zu sehen, mit welcher Ruhe und Raschheit und mit welch einem geringen Aufgebot an Schutzleuten sich diese „Gratulationscour“ abwälzte. — Dem Umstande, daß Washington Sitz der Bundesregierung ist, verdankt es auch seine berühmte Bibliothek, die „Library of Congress“, nächst der Deutschen Bücherei in Leipzig wohl die größte, sicherlich eine der prunkvollsten der Welt. Die Bücherei diente ursprünglich in erster Linie den Bedürfnissen der Kongreßmitglieder, tut das auch heute noch in besonderer Weise. Bestimmte Leseräume sind ihnen vorbehalten, und ein Zweig des mechanischen Bücheraufzuges führt von ihr unterirdisch hinüber zum Kapitol. Die Angestellten der Bücherei arbeiten für den Bedarf der Kongreßmitglieder nicht nur Bibliographien aus, sondern fertigen auch Auszüge aus Büchern an, die für sie von Bedeutung sein könnten. Über diese ihre ursprüngliche Aufgabe ist die Bücherei freilich längst hinausgewachsen. Sie hat heute einen der reichsten Bücherbestände der Erde, erteilt den Nachdruckschutz, der hier nicht ohne weiteres, sondern nur auf Ansuchen gewährt wird, drückt einen Kartenkatalog, dessen Karten sie an mehrere tausend Büchereien des Landes (für deren eigene Kataloge) verleiht und leistet dem Lande alle Dienste einer großen Zentral-Bücherei. Ihr Heim ist ein prachtvoller Bau nahe dem Kapitol. Jeder Mann, jede Frau, jeder Schüler sogar hat ohne weiteres Zutritt zu allen diesen Leseräumen, und der Leiter des Ganzen ist nicht „Generaldirektor“, nicht „Bibliotheksrat“ oder gar „Oberbibliotheksrat“, sondern schlechthin „Bibliothekar“, Librarian, nichts weiter! Doch, er ist noch etwas mehr: nämlich zugleich eine außerordentlich gewinnende und liebenswürdige Persönlichkeit, der in freundlicher und hilfreichster Weise mich, den ihm völlig Fremden, über Aufgaben und Arbeiten der Bücherei unterrichtete und mir durch einen seiner ebenso liebenswürdigen und bereitwilligen Beamten die gesamte innere Einrichtung der Bücherei in vielfältigem Umgang zeigen ließ!

Unter den sonstigen Regierungsgebäuden ist wohl das interessanteste das unserer „Reichsdruckerei“ entsprechende „Bureau of Engraving and Printing“, wo der allmächtige Dollar gemacht wird, wo aber auch Millionen von Dollars täglich vernichtet werden, freilich nur scheinbar, da die aus dem Verkehr zurückgezogenen verbrauchten Noten durch neue in entsprechender Anzahl ersetzt werden. Auch dieses Gebäude ist dem Publikum täglich für drei Stunden zugänglich — Dollars freilich fallen für die Besucher nicht ab dabei! Die größere Öffentlichkeit aller Büros und Regierungsstellen ist überhaupt ein charakteristischer amerikanischer Zug. Über-

all arbeitet man bei offenen Türen oder allenfalls hinter Glasscheiben, und zwar bis zu den höchsten Stellen hinauf. In dem Staatssekretariat des Innern zum Beispiel kann der Besucher bis zum Vorzimmer des Ministers gelangen, ohne von irgendwem nach „Name und Art“ gefragt zu werden.

Als Sitz der Regierung ist Washington auch Sitz derjenigen Stellen, die den amtlichen Verkehr der Vereinigten Staaten mit dem „Ausland“ besorgen. Der Deutsche denkt dabei zunächst natürlich an die Deutsche Botschaft, an das schlichte, nicht große, rote Haus auf der rechten Nordseite der „Massachusetts-Avenue“. — Der wissenschaftliche Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und dem Ausland, auch der Verkehr nach Deutschland hin, geht in der Hauptsache durch die Hände des Smithsonian Instituts. Auch dieses Institut bildet einen der interessantesten Züge im Bilde der Stadt. Seine Geschichte ist wahrhaft romantisch: ein Engländer, James Smithson, der die Vereinigten Staaten nie gesehen hatte, traf vor etwa hundert Jahren in seinem Testament die Anordnung, daß sein Vermögen im Betrag von etwa 500 000 Dollar an seinen Neffen, und, wenn dieser ohne Leibeserben sterben sollte, an die Vereinigten Staaten fallen sollte zur Gründung „des Smithsonian Instituts, einer Anstalt zur Vermehrung und Verbreitung des menschlichen Wissens, in Washington“. Der für die Vereinigten Staaten günstige Fall trat tatsächlich ein und das Geld wurde nach Amerika gebracht. Acht Jahre lang konnte sich der Kongress nicht darüber einigen, was mit ihm anzufangen sei. 1846 endlich wurde das Institut eingerichtet und ihm die Aufgabe gestellt, „Männern der Wissenschaft bei der Durchführung ursprünglicher Forschungen zu helfen, ihre Ergebnisse in einer Reihe von Bänden zu veröffentlichen und jeder erstklassigen Bücherei der Erde einen Abdruck derselben zu zustellen“. Von dem Institut sind seither eine große Anzahl von Forschungen, darunter vor allem auch solche meteorologischer Art, durchgeführt worden. Neben technologischen, geschichtlichen, kunstwissenschaftlichen, münzkundlichen und zahlreichen anderen Sammlungen unterhält das Institut auch heute noch den wissenschaftlichen Austauschverkehr mit allen Ländern der Erde. Fast wöchentlich geht eine zentner schwere Ladung wissenschaftlicher Bücher und Broschüren von hier nach

Deutschland, wo sie vom „Amerika-Institut“ in Berlin betreut und verteilt werden.

Washington ist der Schlüssel zum Süden der Vereinigten Staaten, zum Land des Negerproblems. In Washington selbst ist bereits $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung schwarz; in dem unmittelbar südlich davon, jenseits des Potomac beginnenden Virginia sind nicht viel weniger als die Hälfte der Bewohner Neger und Mischlinge. Blichartig aufleuchtet sieht der Fremde die Negerfrage, wenn er mit einer der großen von Washington ausgehenden Straßenbahnen nach Süden fährt: wenn der Wagen auf der mächtigen neuen Key-Brücke den Potomac überschreitet, hängt der Schaffner an der Bordertür und an der Hintertür des Wagens zwei kleine Schilder auf: „Für Weiße“ vorn, „Für Schwarze“ hinten! Das übt so unmittelbar in der Nähe der Stadt zwar meist keine besondere Wirkung aus; weiter im Innern Virginias aber wäre es für den Schwarzen jedenfalls nicht geraten, im vorderen Teile des Wagens zu sitzen, und auch der Weiße, der am „schwarzen“ Ende Platz nimmt, setzt sich mindestens gesellschaftlichen Unannehmlichkeiten aus.

Washington ist endlich auch „geschichtlicher“ Boden, hat Tradition und achtet und pflegt sie mehr und sichtbarer als viele andere amerikanische Städte. Schon der Name ist ja ein Denkmal, und ein weiteres für den ersten Präsidenten erhebt sich in der Nähe des „Weißen Hauses“, in Gestalt eines fast 170 Meter hohen Obelisken aus weißem Maryland-Marmor; von seiner Spitze genießt man einen prachtvollen Blick über die Stadt und ihre Umgebung.

Eines der schönsten Denkmäler aber und sicherlich wohl das architektonisch vollendetste Bauwerk in Amerika ist das „Lincoln-Monument“, eine wundervolle, von 36 Säulen (zur Zeit der Ermordung Abrahams Lincolns gehörten der Union 36 Staaten an!) getragene Halle, nahe am Potomac, in gerader Linie mit dem Kapitol und dem Washington-Monument gelegen. Zwischen ihm und dem letzteren befindet sich ein rechteckiges Wasserbecken, in dem sich für den Besucher, der am anderen Ende des Beckens steht, das Gebäude spiegelt. Über den Potomac hin gesehen bietet es besonders im blütenreichen Frühling ein prächtiges Bild. Das Ganze übt einen Zauber aus, dem selbst der Fremde schwerlich widersteht.

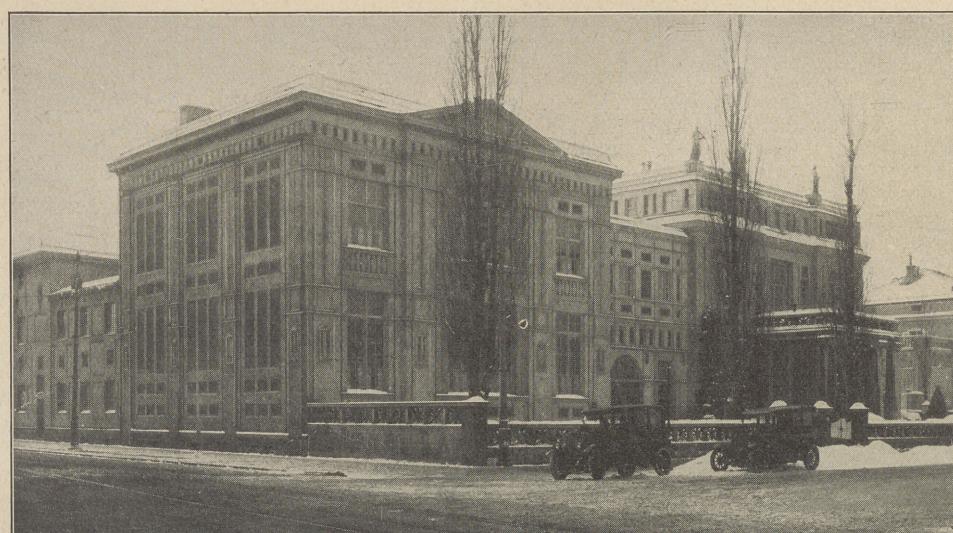
Franz von Stuck †.

Die deutsche Kunst hat mit dem unerwarteten Hinscheiden Franz von Stucks, der am 30. August nach ganz kurzer und scheinbar bedeutungsloser Erkrankung einem Herzschlag erlag, einen schweren Verlust erlitten. An dieser Tatsache kann man auch mit dem Hinweis nichts abmarken, daß Stucks Schaffen nicht mehr im lebendigen Flus von zeitgenössischer Entwicklung gestanden habe, daß die Malerei längst in andere Bahnen eingetreten sei als jene waren, die Franz von Stuck als Ideal und Ziel gesetzten hatten. Stuck war freilich keiner von denen, die in dem fast Halbjahrhundert, das er der Kunst diente, jede Mode, Richtung und Strömung mitmachten, die sich überall einfügen und anschmiegen und in jeder Gasse daheim finden können; er hielt an dem einmal als richtig Erkannten fest, war und blieb sich, ohne Versteinerung und Verknöcherung seines Schaffens, selbst getreu, denn Stuck war eine in ihrer Ganzheit und Sicherheit, in ihrer Verankerung in sich selbst imponierende Persönlichkeit. Das aber ist es gerade, was der deutschen Kunst, zumal der deutschen Malerei so bitter



Franz Stuck, Selbstbildnis des Künstlers mit seiner Gattin.

nottut: Persönlichkeit! Wir haben einen sehr guten Durchschnitt der Leistungen, aber diese Leistungen muten unpersonlich an; jeder könnte sie vollbringen oder vollbracht haben, der sein Handwerk und — die Zeichen der Zeit versteht. Die Kunst läuft dabei Gefahr, aus dem Individuellen ins Generelle abzugleiten. Solange aber Persönlichkeiten wie Franz Stuck am Werke sind, kann dies nicht geschehen, und so ist der Tod des Meisters wie eine Mahnung, wie eine ernste Warnung, des Goethe-Wortes allzeit eingedenkt zu bleiben, daß das höchste Glück der Menschenkinder die Persönlichkeit sei — sie aber auch zu ehren, zu pflegen und als hohes Gottesgeschenk zu erkennen, wo sie in der Kunst unserer Zeit so mar-



Villa Stuck mit dem Atelierhaus.

kant zutage tritt, wie in Franz von Stucks Lebenswerk. — Besonders schmerzlich fühlt die Lücke, die hier der unerbittliche Tod riß, die Kunststadt München. Sie war, ihrer besonderen kunstsozialen Struktur nach, stets auf Führer von starker Individualität angewiesen, ist es auch heute noch, denn gerade in der Münchener Kunst kann ein noch so gutes Niveau, eine tüchtige, aber unindividuelle Schar den scharfgeprägten Führer-Charakter, die Persönlichkeit, nach der die süddeutsche

Mentalität verlangt, nicht ersehen. Stuck war ein Führer ganz großen Formats, wie sie heute, in einer Zeit, die mehr Typen als Individualitäten hervorbringt, gar nicht mehr vorkommen. Stuck hatte besonders daran teil, wenn München im internationalen Werturteil seinen Ruf bis heute erhalten hat; er stand aber auch mitte innen im lokalen Kunstleben, thronte nicht als einsam stolzer Malerfürst in fühligen, unerreichbaren Höhen, sondern

nahm warmherzig und gütig, wie es in seiner Natur lag, an allen Belangen der Münchener Künstlerschaft Anteil. Wenn er sich aber im letzten Jahrzehnt seines Lebens von der frohen künstlerischen Geselligkeit zurückzog, so lag dem kein Moment der gewollten Exklusivität zugrunde, sondern sein immer weiter fortschreitendes Gebrechen hochgesteigerter Schwerhörigkeit trug daran die Schuld.

Indessen blieb Stuck, auch nachdem man ihn in den Künstlerzirkeln, bei der „Allotria“, in Versammlungen und Ausstellungen nur mehr selten zu sehen bekam, unerhüttet in seiner Stellung innerhalb der Münchener Künstlerschaft und darüber hinaus: im ganzen Lebensbild Münchens. Die einst die großen, persönlichen Träger des Ruhms der Münchener Kunst waren und dies auch auf die große Öffentlichkeit zu projizieren wußten: Lenbach, Uhde, F. A. Kaulbach, Gabriel Seidl, Albert Keller sind im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte hinübergegangen: eine schmerzlich berührende Reihe von Kreuzen am Weg der Münchener Kunst! Und nun reiht sich Franz Stuck dieser stummen Schar an, und es ist mir, als sei mit ihm der letzte „Malerfürst“ der Münchener Dynastie von uns gegangen, ein Mann im wahrsten Sinn, der sein Leben ebenso zu meistern verstand wie seine Kunst und der einen Aufstieg nahm, der, wenn man ihn erzählt, fast anmutet wie ein Roman, der aber voll Klarheit, Schönheit und von der Selbstverständlichkeit der Entwicklung des Charakters und des Schicksals ist, wie sie nur Sonntagskinder beschieden ist.

In der Mühle zu Tettenweis in Niederbayern, einem bescheidenen ländlichen Heim, stand die Wiege des Malerfürsten; dort tat er, der kleine Müllerssohn, an einem Februar morgen des Jahres 1863 den ersten Schrei. Ohne daß irgendwelche Merkmale besonders

stark entwickelter künstlerischer Veranlagung zutage getreten wären, wuchs er in der kernhaft gesunden ländlichen Umgebung heran und besuchte seit seinem elften Lebensjahr die Realschule in der Kreishauptstadt Landshut. Da brach mit einem Schlag, gewaltsam und nicht mehr aufzuhalten, sein künstlerisches Ingenium durch. Um 1880 ging er nach München an die Kunstgewerbeschule, wo er von dem halbvergessenen, aber sehr begabten Ferdinand Barth beeinflußt

wurde, dann an die Akademie — aber diese äußere Lehre bedeutete nichts, gemessen an dem Drang, der aus dem Innern seines Wesens quoll, und an der hohen Originalität, die schon Stucks früheste Arbeiten auszeichneten. Es waren graphische Gelegenheitsarbeiten, Karten, Embleme, Vignetten, gelegentliche Illustrationen:

eigentlich steckte schon der ganze Stuck in ihnen: kraftgenial, herb und saftig zugleich, ein überschäumen des Talent,

eine Phantasie in Einfall und Form ohnegleichen. Wie manchem anderen boten auch ihm die „Fliegenden Blätter“, für die er fleißig zeichnete, die Existenzmittel. Bald aber bedurfte er dessen nicht mehr, denn nun hob sein Malen an, und da schritt er von Bild zu Bild, von Sieg zu Sieg höher in der Wertschätzung der Kunstkennner. Auch am Zetern aus Philisterkehlen und Philisterseelen fehlte es nicht, aber gerade diese Musik bot zu dem steilen Emporgang Stucks die richtige Begleitung. Diese Frühzeit der Entwicklung des Meisters, die zweifellos für die deutsche Kunst die bedeutsamste ist, fällt zusammen mit der Gründung und gloriosen Jugend der Münchener „Sezession“, die Stuck als einen ihrer Besten erkannte und auf den Schild erhob. Wer es selbst miterlebte in holder Jugendzeit, die reicher an instinktiv richtigen Ahnungen als an sicheren Erkenntnissen ist, wie Stucks frühe Bilder „Die Sünde“, „Innocentia“, „Der Wächter“, „Der Krieg“, „Die Sphinx“, „Die Vertreibung aus dem Paradies“, „Luzifer“, „Sisyphos“ und wie sie alle heißen, Stürme der Zustimmung und des Widerspruchs auslösten, der kann ermessen, was Stuck als Künstler, ja sogar was jedes einzelne Bild seiner Hand damals bedeutete. Über auch die Persönlichkeit in ihrer Eigenart, in ihrem

kampffrohen und ungestümen Draufgängertum, in ihrer süddeutschen, speziell altbayerischen Prägung, in der ein Schuß römischen Blutes von irgendeinem fernsten Ahnherrn wieder virulent geworden schien, so daß man Stuck als eine wahre Renaissance-Natur ansprechen konnte, fand die verdiente Würdigung. Schöne Frauen und klarblickende Männer verwöhnten den jungen Künstler gleichermaßen. In der „Allotria“ spielte er eine bedeutende Rolle. Die Akademie berief den kaum Zweihunddreißigjährigen als Lehrer; er hat dem Institut in mehr als dreißigjähriger Lehrtätigkeit die Treue gehalten und eine

Aus dem Atelier Stucks.



Schar vorzüglicher junger Künstler, darunter Männer wie Weisgerber, Willi Geiger, Spiro, Pellar, herangebildet. Vor allem aber gewann er eine Königin der Münchner Gesellschaft, die junge, bildschöne und weltkluge Witwe Mary Lindpaintner, zur Gattin und stand nun auch, mit seiner wundervollen Frau, die er so oft malte und der er, als Gatte, Ritter und Künstler, stets aufs neue huldigte, im Mittelpunkt einer eigenen Geselligkeit. Diese Geselligkeit wurde nirgends so schaubar wie in Stuks eigenem Hause, das er sich, Motive des antiken Wohnhausbaues aufgreifend, nach eigenen Entwürfen hinter der Friedenssäule auf der Bogenhausener Höhe erbauen ließ, das er märchenhaft ausstattete mit Räumen und Sälen, in denen die verschiedensten Stil- und Spielarten zu einem Ganzen von echt Stuckischer Prägung zusammenschmolzen. Wenn sich hier die Münchner Gesellschaft zu einem Fest vereinigte, wenn man, um den Meister und seine Gattin gruppiert, an der langen, blitzenden, von Kerzen erleuchteten Tafel saß, wie er selbst es auf einem Bild in der Münchner Staatsgalerie festgehalten hat, so war

es wirklich ein Ereignis, unvergeßbar für das Leben, denn man hatte am Tische eines Fürsten des Lebens und der Kunst gesessen.

Außerlich stieg Stuck von Ehren zu Ehren. Er aber blieb, der er war. Wie er sich früher, der vornehme, elegante, hochgewachsene Mann, nie gescheut hatte, ein kleines, altes Bauernfrauert mit dem altdämerischen Kopftuch, sein geliebtes Mütterlein, am Arm durch die Straßen Münchens zu führen, so blieb er auch jetzt der Mann, dem sein Wert nicht von außen kommt, sondern der ihn in sich selbst trägt. Unermüdlich war er tätig: als eine echte Renaissance-Künstlerpersönlichkeit in allen Provinzen der Kunst — als Architekt, Maler, Bildhauer, Radierer, Zeichner. Da alles aus den Tiefen einer künstlerischen Ganzheit floß, war nirgends eine Spur von Dilettantismus — alles war gleich stark, innerlich zusammengehörend: stückisch. Und schuf und wirkte, bis ein sanfter Tod ihn, den Unvergeßbaren, mitten aus einem großen, reichen, gesegneten Schaffen und Leben herauholte.

Georg Jacob Wolf.

Berufsberatung des Daheim

Wie bewerbe ich mich um eine ausgeschriebene Stellung?

Zu diesem Thema, das hier vor kurzem schon einmal behandelt wurde, schreibt uns ein Lehrer: Wer kennt die Klage nicht: „Ich schreibe auf jedes Angebot, habe aber keinen Erfolg“... Ist aber die Art der Bewerbung nicht oft schuld an diesem Misgeschick? Meine Erfahrungen können hierin manchem dienlich sein.

Seit Jahren inseriere ich im Bedarfsfalle mit bestem Erfolg im „Daheim“. Allerdings begnüge ich mich nicht mit einigen Silben, sondern gebe deutlich meine Ansprüche an. Auf mein kürzliches Gesuch nach einer „Haustochter“ gingen 68 Meldungen ein, doch fast die Hälfte mußte von vornherein ausgeschieden werden, da schon aus der Form der Mangel an Bildung hervorging, obwohl ich Bildung als erste Bedingung genannt hatte. Da ich Familienanschluß gewähre, erbat ich im Inserat ausführliche Angaben, die meisten der Bewerberinnen begnügten sich jedoch mit sechs bis acht Zeilen belangloser Redewendungen, die keinerlei Schlüsse auf Kenntnisse, Erziehung und Elternhaus zuließen. Diese jungen Damen konnten sich die Schreibarbeit und das Porto ersparen, denn bei einigem Nachdenken mußten sie sich doch sagen, daß man jemand, der einen wildfremden Menschenkind Familienzugehörigkeit bieten will, durch nähere Angaben für die Person der Bewerberinnen interessieren muß. Erst dadurch erwächst der Hausfrau die Möglichkeit, mit den ihr geeignet Erscheinenden in Briefwechsel zu treten. Dass auch in diesem gegenseitige Offenheit herrschen soll, ist selbstverständlich zur Vermeidung beiderseitiger Enttäuschungen.

Was soll demnach ein wirkungsvolles Bewerbungsschreiben in dem Spezialfalle einer „Haustochter“ und ähnlichen Vertrauensstellungen enthalten? Außer Namen, Alter, Wohnung, einen Hinweis auf den Stand des Vaters, Konfession, Bildungsgang, Körperkonstitution, etwa vorhandene wirtschaftliche Vorkenntnisse, wenn bereits ein Beruf ausgeübt wurde, Nennung der Art der Beschäftigung.

Bahnt sich daraufhin ein Briefwechsel an, so handeln beide Parteien im eigenen Interesse, wenn sie ohne Beleidigung ihre Erwartungen aussprechen. Das schützt vor späteren gegenseitigen Enttäuschungen. Das enge Zusammenleben rechtfertigt auch den Wunsch der Hausfrau, die Wesensart, Charakter und Anlagen des jungen Mädchens vorher einigermaßen zu kennen, darum sollten es sich deren Eltern angelegen sein lassen, hierüber vertraulich Auskunft zu geben. Wer die Stellung einer Haustochter richtig auffaßt, wird die Notwendigkeit einsehen, daß sich beide Teile bei ihrer gemeinsamen Tätigkeit wohl fühlen müssen. Ob die Voraussetzungen dafür vorhanden sind, muß aber schon die Korrespondenz ein wenig erkennen lassen. Wie schwer würde sich zum Beispiel ein lustiger Wildfang in ein ernstes, stilles Haus fügen, während er in einer anderen Familie hochwillkommen wäre. Andererseits stelle man sich eine stumpfe, phlegmatische Natur plötzlich zwischen geistige Regsamkeit und Laune verfehlt vor. Der gute Wille, sich in die neue Umgebung einzuleben, mag bei beiden vorhanden sein, aber das schwierige Umlernen könnte ihnen erspart bleiben, denn in einem anderen Kreise sucht man gerade nach ihrer Eigenart als der eigenen verwandt. Schon das Wechselen aus gewohnter bürgerlicher Sphäre in eine Umgebung, die auf gesellschaftlichem Fuße lebt, kann an das Benehmen und mehr noch an die Ausstattung der jungen Hausgenossin un-

erfüllbare Anforderungen stellen. In allen diesen und vielen Fällen wird eine baldige Trennung die Folge sein. Das Misgeschick wäre jedoch zu vermeiden gewesen, wenn eine deutlich schriftliche Verständigung vorausgegangen wäre.

Hausfrauen, die eine Haustochter „zur Erlernung des Haushalts“ usw. aufnehmen, werden gern die Ausbildung eines aufnahmefähigen jungen Menschenkindes auch auf andere lebenswichtige Gebiete ausdehnen und ihm Familienanschluß gewähren. Voraussetzung aber bleibt, daß die Aufzunehmende einigermaßen Eignung mitbringt. Das aber muß aus den Briefen erlichlich sein.

Für beide Teile gleicht das Suchen ja einem Lotteriespiel. Man kann sich seine Mitmenschen nicht malen oder nach der Schablone schneiden. Was der einen Hausfrau gefällt, stößt die andere ab. Das ist ein Trost, denn so findet nach dem Sprichwort schließlich jeder Topf seinen Deckel! —

Die Diätschwester.

Seit man begriffen hat, welche ungeheure Wichtigkeit nicht nur die Art der Ernährung, sondern auch ein jedes einzelne Quantum der Eiweißstoffe, Vitamine usw. hat, besteht ein gut Teil der Behandlung aller Stoffwechselkrankheiten in sorgfamst überwachter Ernährung. Der Arzt kann wohl vorschreiben, aber nicht die Ausführung überwachen, auch ist es echte Frauenarbeit, innerhalb der gestatteten Lebensmittel eine den Kranken erfreuende Abwechslung zu schaffen. Für diesen Zweig der Krankenbetreuung werden nunmehr besondere Spezialistinnen in den Krankenhäusern und Sanatorien, aber auch in Familien gesucht.

Die Tätigkeit einer fertig ausgebildeten Diätschwester umfaßt, je nach der Größe des Betriebes, Überwachung oder praktische Mitarbeit in der Küche, Aufstellung, Berechnung und Zubereitung der Krankenkost nach ärztlichen Angaben, evtl. Unterstützung des Arztes im Laboratorium u. dergl. m. Eine Diätschwester für Elevinnen unterhält die Stoffwechselabteilung des Eppendorfer Krankenhauses zu Hamburg. Ihrem Programm entnehmen wir die nachfolgenden Richtlinien, müssen aber zugleich mitteilen, daß alle Posten für die nächsten beiden Jahre belegt sind, doch nehmen gewiß auch andere Krankenhäuser Diätkurse auf, wenn Nachfrage durch künftige Elevinnen vorhanden ist. Die Voraussetzungen für alle Kurse sind etwa die gleichen.

Nach dem Besuch einer zehnstufigen Schule und vollenendetem 23. Lebensjahr kann der Eintritt erfolgen. Gute Kochkenntnisse, entweder praktisch erworben oder durch den Besuch eines Kochkurses bestätigt, müssen vorangehen. Sprachkenntnisse im üblichen Rahmen werden erwartet, bei Nichtsprachkenntnissen ist die Teilnahme an einem Krankenpflegekursus erwünscht, wenn auch nicht erforderlich. Kann der Nachweis über ein abgelegtes Schwesternexamen erbracht werden, so genügt das. Die Ausbildung dauert 2 Jahre, kann aber gelegentlich um ein halbes Jahr verkürzt werden. Sie umfaßt praktische und theoretische Arbeit am Kochherd, das Wichtigste aus der Stoffwechsel-Physiologie und -Pathologie, Nahrungsmittellehre, allgemeine Krankheitslehre, Stoffwechseluntersuchungen und Übungen in der Wirtschaftsführung.

In Eppendorf ist zwar die Ausbildung kostenlos, doch wird keine freie Station gewährt. Nach Abschluß der Ausbildung wird ein Befähigungszeugnis als Diätschwester ausgestellt, eine Garantie für Unterbringung jedoch nicht übernommen.

M. v. Z.

Meine Frau in florentiner Landlichkeit. Gemälde von Yaro Chadima





Charlottenhof

Roman von Ilse Leutz

10.

Annemone war also fort! Unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht von seiner bevorstehenden Heimkehr war sie fortgefahren.

Er konnte den Verwandten der einstigen Spielgefährtin nicht einmal zürnen, — denn wie sie inzwischen wohl kaum reicher geworden war an Gütern dieser Erde, so kehrte auch er außer mit dem unsichtbaren Schatz eines tüchtig vervollkommenen Könbens arm aus Italien in die Kinderheimat zurück. Obendrein auch mit ganz leeren Händen, was greifbare Beweise seines „Könbens“ anbelangte! . . .

Diese leeren Hände wurden ihm, das merkte er sehr bald recht deutlich, von vielen Seiten arg verdacht. — So kam es, daß es ihn nicht lange daheim leiden wollte. —

Lumpel war tot. Einen Monat vor Pitts Eintreffen war der alte Hund, dem Malte treulich das Gnadenbrot gegeben, eines Morgens tot und steif auf seinem Lager gefunden worden.

Er hatte sein Hundeleben voll gelebt, — war ein weißer, uralter Patriarch unter den Seinen geworden. Wie rüstig er noch bis in seine hohen Mannesjahre, ja, selbst bis an die Schwelle des Greisenalters gewesen, bewies unter anderm seine zahlreiche Nachkommenschaft, die weit über Uhlenfelde nähere Umgebung hinaus bis heraus nach Ketzin und herunter nach Berch zu lebte, — von Alt- und Neugeltow gar nicht erst zu reden!

Unnchen Pritschow führte Pitt an sein Grab in der „Tiercke“ des Gutsgartens. Es war sogar ein besonders schönes! Den Rosenstock hätte Vase Annemone selbst gepflanzt, die auch sonst fast jeden Tag nach dem alten Hunde gesehen und Malte davon abgebracht hätte, ihm vorzeitig den Gnadschutz zu geben.

Ach, Lumpel . . .!

Annemone hat den Rosenbusch auf dein letztes Erdelager gepflanzt, hat ihn selbst mit seinen Wurzeln aus dem Fasaniergarten gegraben und nach Uhlenfelde gebracht, das doch wahrhaftig genug Blumen hatte, um den Grabenschmuck bestreiten zu können. Und hat Unnchen auf die Seele gebunden, den Stock ja jeden Tag zu gießen, — ehe sie nach Danzig abreiste. Dageblieben, um Lumpels einstigem Herrn ein liebes Wort zu sagen nach dreijähriger Trennung, — und sei es den Wünschen der Ihrigen zum Trost! — ist sie nicht. —

Kaum einen Monat blieb der Zurückgekehrte in dem Lande zwischen Schwielow- und Jungfernsee.

Dann kehrte er der Heimat aufs neue den Rücken, — diesmal ohne Stipendium. Er würde, so meinte er trozig, sein Fortkommen schon finden und zeigen, daß er es auch aus eigener Kraft zu etwas zu bringen vermöchte!

In Uhlenfelde und von Janus Genelli sowie vom Humboldt hatte er schon Abschied genommen. Nun besuchte er noch einmal seine Gräber; Großvater Hases und auch, obgleich er sie im Leben nicht gekannt, das der Frau Wilhelmine Hase, geborene Puhlewitt.

Auch an den schlichten Hügel des Invaliden vom Sanssouci-Obelisken trat er, um ein stilles Gebet zu sprechen. Von ungefähr fuhr ihm die Erinnerung an jenen Grabmalentwurf für den Alten durch den Sinn, der die Bekanntschaft des kleinen Gärtners Jungen mit Genelli vermittelte hatte. Lange stand er und sah auf den rasengedeckten Hügel hinab, dessen einziger Schmuck ein Holzkreuz mit Namen und Lebensdaten des Toten war. —

Am andern Tage reiste er.

Schnee lag. — Tiefer, tiefer Schnee.

Die Gartenschlösser von Sanssouci trugen die weichen Hauben aus Wolkenwatte bis tief in die Stirn hineingezogen, und die Havelschwäne, die im Frühjahr in stillen, grünen Uferbuchen zwischen flüsterndem Schilf gebrütet hatten und den ganzen lieben, langen Sommer über so stolz ihre Bahn dahingeglitten waren, huschelten sich frierend in ihren Schwanenhäuschen zusammen.

Wie ein Sankt Niklas in den dicflauschigen Pelerinenmantel mit breitem Schultervolant und obendrein in wärmende Tücher bis an die Nasenspitze vermummelt, stapste der Thurn-und-Taxische Briefbote durch den Park. Er hatte Post

für den Baron in der Fasanerie bei sich. Einen gewichtigen, dicken Brief mit vielen Wappensiegeln auf der Rückseite.

Im Gehen sinnierte der Brave vor sich hin. Wie gut er roch, der Brief! Jetzt mitten in'n dicken Winter, nach Rosens und Veilchens und Maiglöckchens! Wie'n richtiges Blumenbeet. — „Bruges“ meldete eine rückwärtige Aufschrift den Abgangsort. Das hatte er vorhin entziffert.

Seine frostrote Nase schnüffelte in die kalte, graue Schneeluft hinein. Sicherlich lag die Stadt „Bruges“ nah an Afrika oder da so herum, wo das ganze Jahr hindurch alle erdenklichen Blumen blühen. Kein mußte das sein . . .!

Mit einem Ruck schüttelte er den Schnee vom Mantel, nahm auch die Schirmmütze zum gleichen Zweck ab und schlug endlich nach guter Kutscherart die Arme gegeneinander. Wenn man es richtig bedachte, so schmeckte einem ein anständiger Grog wiederum bloß zur Winterzeit so, wie er schmecken muß, und in Ländern, wo das ganze Jahr hindurch Blumen blühen, gab es am Ende überhaupt keinen Grog?

Nee, nee! Er schüttelte den Kopf. Briefboten können ohne Winter und ohne Grog nicht gut gedeihen! Genießerisch schob er die Zunge im Munde hin und her. Abgesehen von den Tabagien, wo jeder Schluck der geliebten Lübe etwas kostete, hatte zu dieser Jahreszeit fast ein jeder aus der „Kundschaft“ ein Gratisgläschchen für ihn übrig!

Selbst in der Fasanerie, — über deren Bewohner doch in der Nachbarschaft die scherhafte Legende ging, die dortige Wirtschaft erbarmte die Mäuse und Ratten hiesiger Gegend so arg, daß sie unter sich einig geworden wären, dort nichts zu fressen, — hielt man an diesem Brauch fest, ja, die Lyngensche Köchin hatte sogar eine besonders feine Mischung raus! Er hatte schon oft erwogen, um der Marie willen sein Junggesellentum an den Nagel zu hängen. Aber sie war von ihrer Herrschaft nicht loszueisen, — obwohl sie doch sicherlich geringen Lohn bekam.

Sodann hatte sie in ihrer Heimat, — sie stammte aus einem Dörfe der Normandie und war die Milchschwester der gnädigen Frau Baronin, die schon seit Jahren in Frankreich weilte, — wie sie ihm gelegentlich seines letzten Antrags mitgeteilt hatte, einen richtiggehenden Schatz. Der war ihrer Behauptung nach Sergeant bei der Kolonialarmee und hatte Anno 30, vor vier Jahren, sogar das Land Alscher erobern helfen . . .

Mewes schob die Mütze hin und her. Es war schwer auszumachen, was hieraus zu machen wäre. Schreiben wenigstens, soviel stand fest, tat dieser Nebenbuhler nicht an die Marie! Er selber paßte nämlich höllisch auf ihre Post auf, seit er ein Auge auf sie geworfen hatte.

Mittlerweile war er angelangt und zog an der Klingel des Fasaneriegebäudes. Dann scharrte er den unter den schweren Stiefelsohlen zusammengeballten Schnee fein säuberlich am Krazeisen ab, denn die Tür ging auf, und er wußte, daß die Angebetete darauf hielt, daß man ihr die Fliesen des Hausgangs nicht schmutzig oder naß mache.

Marie betrachtete dann auch sichtlich wohlgefällig sein Tun, nahm ihm den Brief ab, um ihn dem gnädigen Herrn Baron hereinzutragen und hieß ihn in der Küche bis zu ihrer Rückkehr sich am Herdfeuer aufzuwärmen und auf den Grog warten. Es dauerte nicht lange, da war sie wieder da und vor dem schmunzelnden Mewes dampfte ein großes Glas der nach dem bewußten Geheimrezept bereiteten Mischung.

Die drallen Arme in die Hüften gestemmt, sah sie ihm zu.

„Wenn's man schmeckt, Mewes!“

Mewes legte die Linke, — in der Rechten hielt er das Glas, — beteuend auf die Gegend seines Mantels, wo unter den mancherlei Hüllen sein Herz schlug. „Und ob! Sie weiß das ja auch ganz gut, — Sie will man bloß egalemang Komplimenters hören!“

Entrüstet wehrte Marie diesen Verdacht von sich ab. Im sichtlichen Bestreben, von etwas anderem zu sprechen, und auch mit einem bisschen gruseliger Neubegier fragte sie: „Was gibt es sonst Neues, Mewes? 'at Er ge'ört, wie es mit der Cholera steht?“

Aus der Tiefe der Mewesschen Brust quoll ein schwerer Seufzer. „Jotte doch! Daz Sie auch gerade ausgerechnet d a n a c h fragen, noch eh' ic den schönen Trost richtig hinter die Binde habe!“ Wehmüdig betrachtete er das noch halb-

volle Glas. „Wenn man an dieses schreckliche Malhör denkt, denn so tut einen rein janisch mehr schmecken! Man dachte doch, man wäre ihr los, der Cholera, — wo se nu endjüstig erloschen sein sollte, und nu fängt det von vorne an!“

Marie war aufrichtig erschrocken. „So stimmt es wirklich?“ Sie schüttelte besorgt den Kopf. „Ich 'aben geglaubt, es wären nicht wahr...“

„Doch, doch! In Berlin sind schon wieder einige Fälle mit Tod abejangen!“ beteuerte Mewes, der, wie Marie wußte, einen verheirateten Bruder in der Hauptstadt wohnen hatte und daher des öfteren herüberfuhr. „Ich selber habe neulich, wo ich Paulen besuchen war, jesehen, wie se so'n Korb mit einen Kranken drin nach'n Lazarett trugen. Vornewech' ne Klingel, vonwejen daß een jeder verwarnnt und aufmerksam gemacht würde, un die Träger janz un jar in schwarzen Tlanztaffet anjezogen, daß man se schon aus jehörije Entfernung duster leuchten sah.“

Maries blühendes Gesicht war gleich geworden. „Mon Dieu! Wenn es nur nicht auch wieder nach Potsdam kommt! Ich muß sagen, daß ich 'aben richtige Angst!“

Mewes, der augenscheinlich eine Bemerkung auf der Zunge gehabt, schluckte diese auf ihre letzten Worte hin wieder hinunter, ohne sie ausgesprochen zu haben. Wozu sollte sie sich schließlich heftiger sorgen, als höchstwahrscheinlich vonnöten war! Frauen sind eben durch die Bank zimmerliche Kreaturen... Er selber war der Meinung, daß, was kommen soll, kommt, — ob man sich vorher davor gegrault hat oder nicht. Und damit schrubb!

Schade nur, daß über dem dummen Geflöh von Cholera und so der gute Grog kalt geworden war.

Mizmutig trank er sein Glas aus und verabschiedete sich sodann ziemlich einsilbig und mürrisch, — das erstmal so, seit er die Marie kannte, mit der er letzten Sommer doch sogar einen Sonntagsausflug unternommen hatte und in einem am Berliner Tiergarten gelegenen Kaffeegarten wirklich schöne Stunden verbracht hatte...

Das Lied, das sie jetzt auf allen Straßen sangen, hatte eben wirklich recht, — es konnte manches nicht „immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond“! Seit trotz der kalten Jahreszeit das Gespenst der Cholera sich erneut zu zeigen begann, war ja auch der Tiergarten von Kemper bis zum Hoffjäger reinweg wie verödet, — und wie belebt war es sonst dort immer gewesen...! In den feinen Cafés und den Weinstuben herrschte nicht minder gähnende Leere als in den einfachen Tabagien. Selbst die Stehelysche Konditorei und sogar Jagor hatten flauen Geschäftsgang, hatte Bruder Paul erzählt, und der mußte es wissen als Pastetenbäcker. Während sich Mewes, durch den erneut einsetzenden Flockenfall dahinstapsend, diesen unerfreulichen Betrachtungen hingab, las Baron von Lyngen im sogenannten „Jagdzimmer“ der Charlottenhofer Fasanerie den Brief, den ihm vorhin die Marie hereingebracht hatte.

Am frühen Morgen des Tages war Humboldt aus dem Schloßchen herübergekommen und hatte seine freundnachbarliche Hilfe erbeten. Er sei, so hatte er erzählt, seit dem vorhergehenden Tage bereits ohne die gewohnte Versorgung durch Frau Thümen, heute mit dem ehesten drüben gewesen und habe zu seinem nicht geringen Schrecken die Bewohner des Kavalierhauses, ausgenommen die kleine Käthe, fiebernd und unsäglich, das Bett zu verlassen, vorgefunden. Da ihm die Krankheitssymptome verdächtig erschienen seien, so habe er die Überführung des Ehepaars ins städtische Hospital angeordnet und das kleine Mädchen nach ihrer Heimkehr aus der Schule vorläufig auf eigene Verantwortung zu sich herübergenommen. Immerhin aber würde er es dankbar begrüßen, falls Lyngen im Laufe des Tages einmal Zeit für ihn finden sollte.

Nach eiliger Erledigung der dringendsten laufenden Tagesgeschäfte war der Baron eben zum Fortgehen bereit gewesen, als jener Brief abgegeben wurde. Er hatte ihn zweimal gelesen, dann, nachdem er lange sinnend am Fenster gestanden und hinunter in den verschneiten Park geblickt, ein weiteres Mal.

Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt. Den Brief in der Hand war er mit raschen Schritten über den schmalen, dunklen Gang, an dessen Wänden Geweih an Geweih hing, zum Zimmer seiner Tochter gegangen. Doch drinnen hatte sich auf sein Klopfen nichts gerührt. Da hatte er sacht die Klinke niedergedrückt und die Tür geöffnet. Das Zimmer war leer. Annemone mochte ausgegangen sein. Sie liebte es, winters wie sommers in den weitläufigen Parkanlagen

umherzustreifen und wenn, wie jetzt, Schnee lag, nach den Vogelhäuschen und den Futterstellen zu sehen.

Lyngen nickte vor sich hin. Es war ganz gut so. Besser, sie las den Brief still für sich und traf ihre Entscheidung unbeeinflußt von einer vorhergegangenen Unterredung...!

Er trat an den Sekretär, dessen Schlüssel steckte, heran, ließ die Schreibplatte herunter und legte die engbeschriebenen, weißen Bogen, deren Duft die Phantasie des braven Mewes so stark beschäftigt hatte, darauf.

Einen Augenblick zögerte er dann noch, ehe er das Zimmer verließ. Das Meublement hier war das einzige, was er aus Siebenlinden mit in die Fasanerie gebracht hatte. Vor diesem birkenen Sekretär hatte seine Mutter einst gesessen und ihre Eintragungen in das Wirtschaftsbuch gemacht... Wie manches liebe Mal hatten er und seine Schwester Anna ihr dabei zugesehen, die dann nie verfehlte, ihren Kindern in ihrer lieben, milden Weise die Tugend der Sparsamkeit und der Ordnung ans Herz zu legen. Der Sekretär hätte eigentlich bei der Erbteilung an Anna fallen sollen. Aber die Uhlenfelder Gutsfrau hatte zu seinen oder vielmehr zugunsten seiner jungen Frau, ihrer Schwägerin, verzichtet. „Ich bring' es nicht übers Herz, die Sachen aus Siebenlinden fortzunehmen, obwohl ich sie wahrhaftig gern um mich hätte!“ hatte sie ihre Beweggründe dargetan. „Sie gehören ins Siebenlindener Herrenhaus und an keine andere Stelle!“

So waren sie auf kurze Zeit in den Besitz Frau Margots übergegangen. Die hatte freilich kein Wirtschaftsbuch geführt — man hätte sich das auch wirklich beim besten Willen nicht denken können! Und doch hatte er, wie einst bei der Mutter, auch gern neben ihr gestanden und über ihre Schulter auf die zierlichen Einladungskärtchen oder die mit den d'Alembert/Lyngenschen Wappen versehenen, zartfarbenen Billets niedergesehen, deren duftendes Papier sie mit ihrer feinen, nervösen und eleganten Schrift bedeckte.

Sie hatte dieses „Kleibchen“ freilich nicht recht leiden können, geflagt, seine Unwesenheit bringe sie aus dem Konzept und geschmolzt, wenn er, anstatt auf sie zu hören und zu gehen, gleichwohl geblieben war.

Der einfame Mann in dem Mädelchenstübchen der Fasanerie strich sich über die Stirn, als wolle er die Schemen der Vergangenheit, die seinen sinnenden Gedanken entstiegen, verjagen. Aber sie waren stärker als sein Wunsch. Ihre feinen Geisterstimmen hörten nicht auf, zu flüstern... „An diesem selben Sekretär mag dann auch jenes Billett geschrieben worden sein, das ein zermürbter, gebeizter Mann auf eben dieser Platte vorfand, als er von einer vergeblichen Fahrt in die Hauptstadt, um Geld aufzutreiben und das Schlimmste abzuwenden, nach Siebenlinden, das ihm schon nicht mehr gehörte, zurückkehrte...! Das Billett, in dem die junge Baronin ihrem Gatten mitteilte, sie wäre „im Hinblick auf die Zukunft Anne-Moniques“ nach Paris gefahren, um in der Erbtante unmittelbarer Nähe für ihre Lieben tätig sein zu können. — Sobald sich die Verhältnisse ihres teureren Fritz geklärt und, wie ja nicht anders zu erwarten, rangiert hätten, würde sie zurückkommen. Jetzt, in der momentanen verdrießlichen Situation, wäre sie mit ihren armen, angegriffenen Nerven, denen ein bisschen Erholung in Pariser Luft wirklich dringend zu gönnen wäre, ihm doch nur ein Hemmnis und eine Last...“

Ja... beim Schreiben dieses Billetts hatte er ihr freilich nicht über die Schulter geblickt!

Sie war nicht wiedergekommen —. Damals war die kleine Annemone zwei Jahre alt gewesen, — heut war sie mit ihren achtzehn schon eine erwachsene, junge Dame.

Die Baronin mochte sich das auch gesagt haben und der Meinung sein, es sei wiederum an der Zeit, etwas für „die Zukunft Anne-Moniques“ zu tun, nachdem, wie sie schrieb, die Erbtante leider, wie es sich bei der Testamentseröffnung herausgestellt habe, ihre gesamte, große Hinterlassenschaft einem staatlichen Wohltätigkeitsinstitut, — „nicht einmal der Kirche!“ — vermacht hatte. Man mußte sich nach einer Partie für die so schnöde Benachteiligte umsehen..., nicht wahr, Madame, das ist End' aller Ende der Zweck der Epistel, die darum bittet, daß die „solange schmerzlich entehrte Tochter“ die „recht vereinsamte“ Mutter in Brüssel besuchen möge...?

Vielleicht wäre es besser und richtiger, Annemone den Brief überhaupt nicht vorzulegen oder doch mindestens die Entscheidung selbst zu treffen, statt sie ihr teilweise oder ganz zu überlassen!

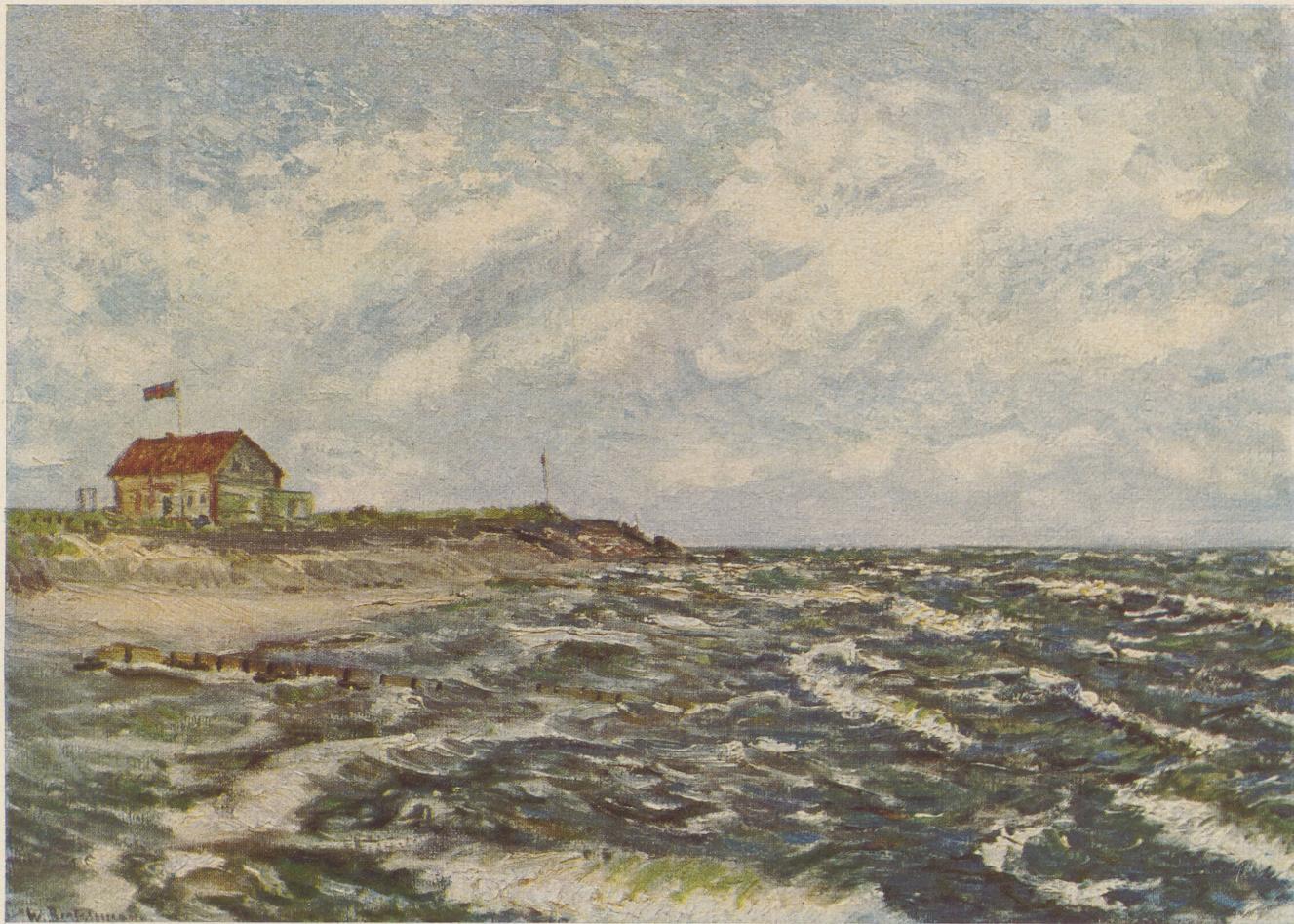
Noch einen Augenblick dachte er darüber nach, schwankte, dann schüttelte er entschieden den Kopf. Es war die Mutter, er fühlte sich trotz allem nicht berechtigt, zwischen sie und ihr Kind zu treten. Annemone war zudem alt und verständig genug, selbst eine Wahl zu treffen, denn um eine solche würde es sich im Grunde mehr oder minder ja handeln . . .

Zum Gehen entschlossen, gleichsam abschiednehmend, strich er über die Reihe der kleinen Fächer und Schübe des Innenschrankes. Er mußte eine geheime Feder, einen Knopf etwa, dabei berührt haben, — eines der mit Polisanderholz eingelebten Schiebekästchen sprang aus der Wandfläche des Sekretärs heraus und präsentierte sich mit dem darin verwahrten

mochte das Mädel wohl eingetragen haben? Sie war eine scheue, verschlossene Natur, was ihres Herzens innerstes Fühlen und Erleben anbetrifft, so offen sonst ihr Wesen war . . . Oder lag es daran, daß es dem Vater immer schwer sein wird, in diese unschuldigen Mysterien einzudringen, — weit schwerer als einer Mutter?

Er gab dem Drängen nicht nach.

Das Buch war verschlossen, und es war ihm unmöglich, sich eigenmächtig, durch den Zufall geleitet, einen Einblick zu verschaffen, den ihm das Vertrauen der Schreiberin nicht gewährte. Auch dem eigenen Kinde gegenüber widerstrebt dem alten Edelmann eine Handlung, die er vor sich selbst



Brandung an der Westspitze von Wangeroog. Gemälde von Walter Bertelsmann.
Aus der Monographie „Die deutsche Nordsee“ von Prof. Dr. Bruno Schulz (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig).

Inhalt seinen Augen. Flach und wenig geräumig, so recht eigentlich nur für ein Päckchen handumwundener Briefe einer Braut oder eines Herzallerliebsten bestimmt! — lagen statt derer nur ein Tagebuch und ein schmales Schmuckkästchen aus dunfelrotem Saffianleder in ihm.

Das Schmuckkästchen kannte der Baron. Es war mit seinem Inhalt, einem schlichten Goldkreuzchen in der charakteristischen Form des „Eisernen Kreuzes“, Alexander von Humboldts Geschenk an Annemone zu ihrem Einsegnungstage gewesen, an welches Geschenk der Geber übrigens die wunderliche Bedingung gefügt hatte, es niemals öffentlich oder auch nur überhaupt sichtbar zu tragen. — Aber Annemone war es zufrieden gewesen, ja, sie schien sich über just diese Gabe vor allen anderen gefreut zu haben, so daß er schon große Lust gehabt hatte, eifersüchtig zu sein . . . Er hatte sich nicht enthalten können, ein paar Worte der Verwunderung über die merkwürdige Bedingung zu äußern. Da hatte Annemone ihm über die Wange gestrichen. „Das Kreuzchen hat eine Geschichte, — Herr Vater, und die macht mir den schlichten Schmuck, den ich nicht tragen darf, so wert, wie er es vordem dem Onkel Humboldt gewesen. — Nicht böse sein, Väterchen, daß ich mich gar so arg darüber freue!“

Aber erzählte hatte sie ihm die „Geschichte“ nicht —

Das Tagebuch war verschlossen; aber der zierlich gearbeitete Schlüssel hing an gelbem Seidenbändchen daran. Recht einladend, — oder auch versuchend . . .

Es drängte den Baron denn auch wirklich, der Versuchung nachzugeben und der Einladung zu folgen. Was

als mit einem Schein von Indiskretion behaftet empfunden hätte. —

Er tastete nach dem Knopf, der das Kästchen hatte herauspringen lassen, fand ihn aber nicht. Da gab er es auf und ließ alles bei dem, wie es war. Außer der Marie gab es niemanden, der hier eindringen konnte, — und die Gute las keine Tagebücher!

Von Bornstedt her schlug die Turmuhr. Er fuhr zusammen und schickte sich hastig an, das Zimmer zu verlassen. Was in aller Welt sollte auch Humboldt denken, daß er ihn so ungebührlich warten ließ? — — —

Zur selben Stunde, in der Alexander von Humboldt zusammen mit dem Baron die kleine Käthe, die trotz ihrer zwölf Jahre noch nicht sogleich das Schicksal, das sie betroffen, in seiner ganzen, trostlosen Schrecklichkeit zu begreifen vermochte, ins „Kronprinzen-Elisabethhaus“ an der Ecke Hohenzollern- und Obeliskstraße brachten und in einer besonderen, kurzen Unterredung der Oberin, einer von Pastor Fliedner in Kaiserswerth ausgebildeten Diakonisse, mitteilten, daß die Kleine seit einer halben Stunde eine Vollwaise sei, denn beide Eltern, die Käthe noch frank glaubte, waren bereits der schrecklichen Seuche erlegen, derentwegen, um einer Ansteckung vorzubeugen, man das Kind auch vorläufig vollkommen isoliert halten müsse, zu dieser bitteren Schicksalsstunde im Leben von Peter Thümens junger Pflegeschwester war Annemone eben im Begriff, ihren Spaziergang zu beenden und nach Hause zurückzukehren.

(Fortsetzung des Romans folgt.)



Plakat nach einem in Paris befindlichen Gemälde des Rennplatzes vom Jahre 1861.

Iffezheim. Von Franz Graf Montgelas.

Mit Zeichnungen von Käthe Olshausen-Schönberger.

Alljährlich, wenn der Herbst ins Land zieht, belebt sich in der Nähe des weltberühmten Kurortes Baden-Baden ein kleines Dörfchen, dessen Name im internationalen Rennsport Klang und Gewicht hat; Iffezheim erwacht dann aus seinem träumerischen Dorfseine zu geschäftigem Leben. Die Boxen der in den Bauerngehöften untergebrachten Ställe werden von dem Vollblut aller Herren Länder bezogen und eine emsige Arbeit im Stall und auf der Trainierbahn beginnt zur Vorbereitung für die Rennen und vor allem für das Hauptstück, den großen Preis von Baden-Baden. Wenn auch dieses sportliche Ereignis noch immer das elegante Publikum von überallher heranzieht und in diesen Baden-Badener Sportstagen Automobilmarken aller Arten sich in der Lichtenthaler Allee kreuzen, so liegen doch die eigentlichen Glanztage Baden-Badens und der Iffezheimer Rennbahn weit zurück, und alles, was heute in dem herrlichen Kurort an der Dos an Eleganz und kosmopolitischem Publikum zu sehen ist, kann sich, wenn auch in seiner Art lebendig und neu, doch kaum mit den früheren Tagen vergleichen.

Schon um das Jahr 1856 gründeten die vornehmsten Sportsleute der damaligen Zeit die Rennbahn Iffezheim,

und mit dem Jahre 1858 trat Baden-Baden in die Reihe der großen internationalen Kurorte ein, und sein Name verschwindet nicht mehr aus der Liste der großen kontinentalen Ereignisse des Pferdesports. Man könnte mit Recht diese Zeit der Baden-Badener Berühmtheit die Franzosenzeit nennen. Es war in Paris Mode geworden, die Sommermonate in Baden-Baden zu verbringen, und wer im Faubourg St. Germain etwas auf sein Ansehen hielt, musste sich in dem mondänen Kurort zeigen. Die unvergleichliche landschaftliche Schönheit des Städtchens an der Dos, vor allem aber auch die Spielbank und die immer steigende Anziehungskraft der Iffezheimer Bahn lockten die reichen Fremden aus allen Weltgegenden an. Sicher hat allerdings das damalige Baden-Badener Casino mit seiner Spielbank wohl den wesentlichsten Teil zum Aufschwung des Kurortes beigetragen und sicher würde auch heute ein ganz anderes Leben und Treiben in dem viel stiller und beschaulicher gewordenen Dosstättchen herrschen, wenn nicht wie überall in Deutschland der öffentliche Spielbetrieb eingestellt worden wäre. Nur die Bauten des Kurhauses mit seinen prunkvollen Sälen und Gesellschaftsräumen lassen heute noch erkennen, daß das Geld zur



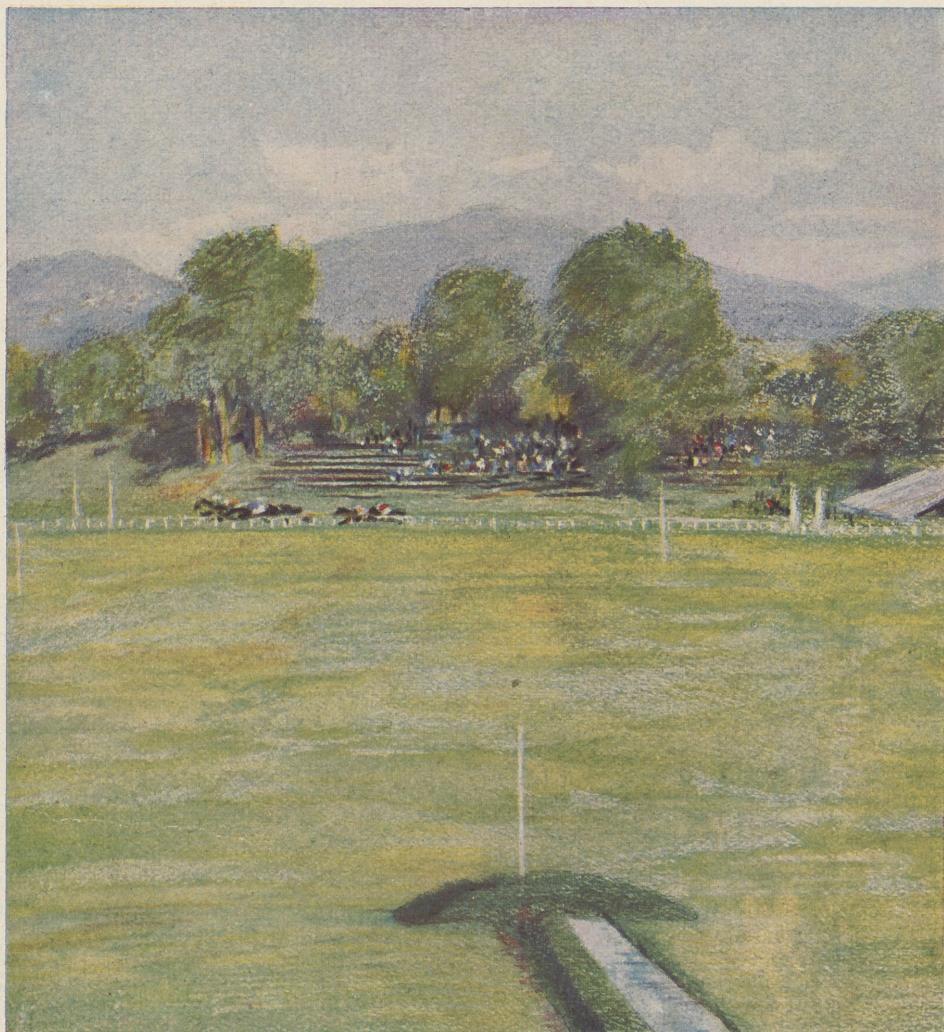
Die Zuschauer bei Kincsems drittem Siege im Großen Preis von Baden-Baden 1876.

Zeit ihrer Erbauung keine Rolle gespielt hat und daß das Schönste und Teuerste gerade gut genug war, um den Spielern und ihren Passionen ein luxuriöses Heim zu schaffen. Man konnte sich das erlauben, denn die Erträge der Spielbank, die der Badeverwaltung zugute kamen, waren wie immer sehr beträchtlich. Die prunkvollen Räume stehen heute meist leer und werden nur gelegentlich zu den großen Réunions benutzt, aber man hat doch immer ein bisschen das Gefühl, daß ihr eigentliches Leben erloschen ist, das ihnen ihr Blut, das rollende Goldstück, fehlt. Der damalige deutsche Rennsport mußte, zum mindesten im großen Preis, widerstandslos den französischen Pferden das Feld räumen, und das Bild dieser Tage auf dem Ifsheim-Rennplatz erinnerte bestimmt mehr an die großen französischen Plätze Longchamps und Auteuil als an eine deutsche Bahn. In den Logen der Tribünen und auch im Sattel sah man die berühmtesten französischen Namen und auch Engländer von Rang und Stand, wie der Herzog von Hamilton, kamen regelmäßig, ja, bauten sich nicht zum geringen Teil ihre Sommerresidenzen an den Ufern der Oos. Die damalige Zeit, die noch ganz unter dem Zeichen des Pferdes stand, entwickelte vor allem auch an den Tagen, wo keine Rennen gelaufen wurden, einen

den Vordergrund, so daß man wohl von einer russischen Ära dieser Tage sprechen darf. Eine große Reihe russischer Familien bezogen regelmäßig ihre Sommervillen in Baden-Baden, und Namen wie Galizin, Gargarin, Turgenieff haben heute noch bei den alten Geschäftsleuten des Städtchens einen guten Klang. Der Pferdeluxus und vor allem die herrliche Schimmel-Troika des Fürsten Menschikoff machten von sich reden und die Heimfahrt von den Rennen durch die Lichtenhaller Allee sah den Wettbewerb zwischen den besten und meisterhaft gefahrenen Biererzügen der damaligen Zeit.

Im Jahre 1872 begann dann durch die Gründung des Internationalen Clubs unter dem Präsidium des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg eine neue, wenn man so will, die moderne Zeit von Baden-Baden. Die Franzosen blieben zwar, in Auswirkung des deutsch-französischen Krieges, fern, aber die Offiziersrennen der deutschen Armee unter den Augen des alten Kaisers Wilhelm I. gewannen größte Volksküchlichkeit. Zum erstenmal in den Jahren 1877/79 gewann ein kontinentales Pferd, der berühmte Österreicher Kincsem, den großen Preis und wiederholte diesen Erfolg noch zweimal.

Der große Preis, dessen finanzielle Dotierung im Laufe der Jahre merkwürdige Schwankungen aufwies, der von



Blick von der obersten Tribüne auf den Schwarzwald.

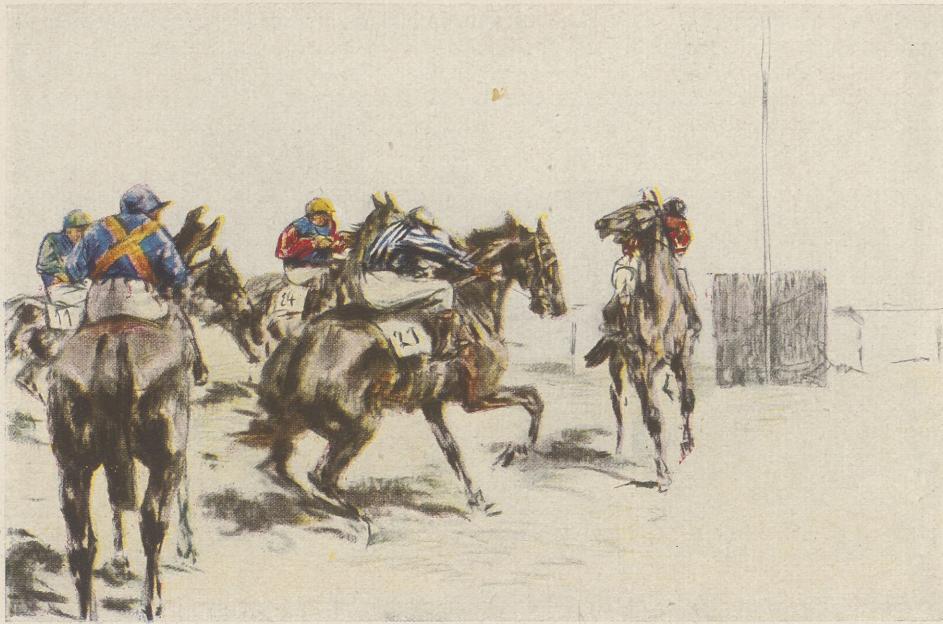
unerhörten Luxus in Anspannung und Equipagen, die sehr bald auf dem weltberühmten Corso in der Lichtenhaller Allee zu bewundern waren. Außer den prachtvollen Karossiers war auch stets das Neueste an Toiletten aus Paris zu bewundern. Im Theater gastierte die Comédie Française, und Franz Liszt gab seine weltberühmten Konzerte.

Im Jahre 1867, als das kontinentale St. Leger zum internationalen Rennen erweitert wurde, traten nach und nach neben den englischen Pferden und den großen französischen Namen alle die später zu internationalem Ruf gelangten deutschen, österreichischen und ungarischen Ställe hervor.

Mit dem Jahre 1870/71 gingen naturgemäß die im Zeichen Frankreichs stehenden Baden-Badener Tage zu Ende. Mehr und mehr trat eine Vorliebe für den Baden-Badener Kurort bei den reichen und vornehmen russischen Familien in

14 000 Franks der Gründungsjahre erst auf 20 000 Franks stieg, dann nach dem deutsch-französischen Krieg auf 6000 Mark sank, stieg in den Jahren 1882/95 auf 80 000 Mark. Vom Präsidenten des Internationalen Clubs, dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, auf 100 000 Mark gebracht, sank er jedoch bald wieder und beträgt heute noch, nachdem er in der Inflationszeit auf Hunderte von Millionen gestiegen war, wieder 70 000 Mark. Der Preis selbst fiel übrigens bis zum Jahre 1924 neunundzwanzigmal an Frankreich, sechzehnmal an Deutschland, neunmal an Österreich-Ungarn, dreimal an England und zweimal an Russland.

An landschaftlicher Schönheit kann sich kaum eine andere Bahn mit Ifsheim messen. Ganz abgesehen von den natürlichen Reizen des Ortes verdankt der Platz dies den geschmacklich hervorragenden Arbeiten der französischen Garten-



Schwieriger Start.

bauer. Weniger gelungen sind die Pavillons und Tribünen, die leider im schlechten Geschmack der Gründungsjahre errichtet wurden. Wundervoll ist der Blick auf die Höhen des Schwarzwaldes mit den alten Schlössern Alt- und Neu-Wildeck und der Uburg.

Ein traditionelles Bauernrennen beschließt meistens die Baden-Badener Rennitage und taucht die Bahn in ein buntbewegtes Bild, wenn das Rennen der Bauernpferde unter dem lauten Zuruf ländlicher Zuschauer gelaufen wird.

Heute steht auch Baden-Baden, abgesehen von den eigentlichen Rennen, wie die ganze übrige Welt vollkommen unter dem Zeichen des Automobils. Die Tage des Pferdes, wenigstens des Wagenpferdes als Luxusgegenstand der vornehmen Welt, sind endgültig vorbei. Die Schönheitskonkurrenzen für Automobile, die alljährlich meist im Frühjahr in Baden-Baden abgehalten werden, zeigen, zum mindesten was die Internationalität der Motormarken anbietet, ein gleich buntes und farbenfrohes Bild wie die besten früheren Baden-Badener Tage. Eine neue Note hat sich in das Bild eingeführt, der amerikanische Geschmack, der besonders auf dem Gebiet der Automobil-Karosserien auch für kontinentale Fahrzeuge maßgebend geworden ist. Vor allem ist es die Dame am Steuer ihres eleganten Roadsters, die das Bild vielleicht noch mehr als früher ins Zeichen der eleganten Frau gerückt hat. Sie sieht nicht mehr nur schön und bewundernswert, die halbe Equipage mit ihrer Krinoline verdeckend, hoheitsvoll im Fonds und läßt sich bestaunen, nein, heute zeigt sie selbst im neuesten Sportdress ihre Kunst am Steuer, und mehr als ein Preis in den Automobil-Geschicklichkeitsprüfungen wurde von Damenhand in Empfang genommen.

Wie die Iffezheimer Bahn auch heute noch das Beste, was die deutschen Ställe an Vollblut herauszubringen haben, alljährlich anzieht, haben mehr und mehr die Baden-Badener Automobil-Rennen bei den Herrenfahrern große Beliebtheit errungen. Die schwierige und doch gleichzeitig landschaftlich schöne Bergrennstrecke, die an Fahrer und Maschinen höchste Anforderungen stellt, zieht von Jahr zu Jahr eine größere Teilnehmerzahl herbei und

das Gesprächsthema des Kurortes steht in diesen Tagen ganz unter dem Zeichen des Automobils. Die Chancen der einzelnen bekannten Fahrer werden besprochen und des Abends in den Hotels die erzielten Zeiten der Trainingsrunden aufs eifrigste diskutiert. Am Tage des Rennens ist alles auf den Beinen, die ganze Stadt und die weitere ländliche Umgebung nimmt an dem Ereignis teil. Vom frühen Morgen ab durchbraust das sonst so stille Tal das Knattern der Motoren und ein Tag wilder Aufregung liegt hinter einem, wenn am Abend vor dem Kurhaus der Sieger den Preis des Baden-Badener Bergrennens in Empfang nehmen kann. — Immer noch ist Baden-Baden, wenn es auch an Berühmtheit und internationalem Besuch gegen seine Glanztage verloren hat, ein herrlicher Ort, an dem im Frühjahr und Herbst

die elegante Frau ihre neuesten Toiletten mit Vorteil zur Geltung bringen kann, denn die Natur und der Rahmen, den sie schuf, haben nichts von ihrer ursprünglichen Schönheit eingebüßt. — Es ist heute wie damals ein ganz eigenartiger Genuss, in der warmen Frühjahrsonne auf den Bänken der herrlichen Anlagen vor dem Hotel Stephanie zu sitzen,träumerisch auf die bewaldeten Höhen ringsum zu blicken und die absolute Ruhe zu genießen die dieses stille Flecken Erde bei allem Leben und mondänen Anstrich seinen Kurgästen bietet.



Hinter den Tribünen

Glück auf! Von Alfred Semerau.

Es war keine Werbung, es war ein Verhör. Wie er auf der Bühne als Wallenstein vor Questenberg getreten war, stand Turn jetzt gebieterisch mit einem ironischen Aufunkeln seiner grauen Augen vor Rolf Adelt. „Wann und wo haben Sie meine Tochter kennengelernt?“

„Im Sommer in der Residenz,“ erwiderte Rolf kurz und sachlich.

Turn runzelte die Stirn. Das kam davon, wenn man das Mädel allein reisen ließ. Auf die Verwandten konnte man sich doch nie verlassen.

„In einer Gesellschaft oder . . .?“ forschte er weiter.

„Im herzoglichen Park am Dianaboskett,“ war die knappe Antwort.

„Grade der rechte Platz!“ murmelte Turn unwillig. Er konnte sich die Szene denken: Lia auf einer Bank, mit verlorinem Blick auf den Teich mit den weißen und gelben Seerosen, ein ungelesenes Buch im Schoß, in einem gaukelnden Sommertraum, und da kam dieser junge Mensch daher . . . erst ein Stützen, eine kleine Verlegenheit auf beiden Seiten, ein flüchtiges Mustern, der junge Mensch geht anscheinend absichtslos um den Teich, kommt zurück, nähert sich entschlossen der Bank, grüßt höflich, nimmt Platz . . . Blicke . . . die ersten Worte . . .

„Sie sind Dichter, sagten Sie. Was dichten Sie?“ fragte Turn fast schroff.

Der junge Mann sah ihn eingeschüchtert an. „Ich schrieb einen Roman,“ erklärte er zaghaft, „aber . . .“ er stockte.

Turn half ihm bereitwillig mit spöttischem Lächeln ein: „Aber er wandert vorläufig bei den Redaktionen herum.“ Er nickte. „Haben Sie Vermögen?“

Die Antwort wurde noch zaghafter: „Nein.“

Wieder nickte Turn, als habe er keine andere Antwort erwartet. „Haben Sie Beziehungen? Gute Beziehungen sind soviel wert wie ein Vermögen.“

Rolf schüttelte den Kopf. „Beziehungen habe ich auch vorläufig nicht . . .“

Eine kurze, inhaltsschwere Pause, dann erklärte Turn trocken, wie er das Verhör des Freiers begonnen: „Ich weiß wirklich nicht, wie Sie dann auf den abenteuerlichen Gedanken kamen, mich um die Hand meines einzigen Kindes zu bitten. Man lebt doch nicht von Hoffnungen und Wünschen . . . Sie müssen die Beglaubigung für Ihren Beruf erst noch erbringen, junger Mann! Sie können davon vorläufig nicht leben. Nein! Es ist grade so unmöglich, daß ich Ihnen Lia zur Frau gebe wie daß ich, Elard Turn, Hofchauspieler a. D., noch einmal die Öffentlichkeit beschäftige oder gar wieder die Bühne betrete . . .“

Rolf sah den Mann, der, noch vor einem Jahrhundert ein berühmter Künstler, auch jetzt noch trotz seines grauen Haares wie in der Vollkraft des Lebens stand, mit ruhiger Aufmerksamkeit an. „Ich habe also Ihr Wort, wenn ich die Beglaubigung für meinen Beruf erbringe oder eine der beiden andern Möglichkeiten eintritt, die Sie nannten?“

„Sie haben mein Wort, — und bis dahin Glück auf!“ Turn nickte ihm verabschiedend zu. „Bis dahin bitte ich aber auch keinen Briefwechsel mit Lia. Ich wünsche nicht, daß sie sich ihren kleinen törichten Kopf damit beschwert.“

Rolf verbeugte sich stumm und ging. —

Turn ging ein paarmal auf und nieder, lächelte kopfschüttelnd: Da überfiel ihn dieser junge Mensch so ohne weiteres mit seiner Werbung, und er wußte bis zu dieser Stunde nicht das mindeste von der ganzen Geschichte . . . Nun, das Ganze mußte man nicht schwer nehmen. Nur kein Aufhebens davon machen, dann vergißt sich so etwas rasch.

Draußen auf der Diele hatte Lia ängstlich gewartet. „Wie war's, Rolf? Ich hätte Papa doch vorher etwas sagen sollen, nicht wahr?“

Als Rolf von der kurzen Unterhaltung erzählt hatte, schüttelte sie hoffnungslos den Kopf. „Also nichts! Was nun?“

„Warten! Bis mein Roman in den goldenen Hafen fährt oder . . .“

„Oder das andere möglich wird?“ unterbrach sie ihn fast empört. „Welch ein Phantast du bist!“

Hochgefeiert hatte Turn nach einem heftigen Zwist mit dem Intendanten, von dem er sich zurückgesetzt glaubte, plötzlich der bunten Welt des Scheins mit ihren Ränken und

Nr. 51

Kämpfen müde, seinen Abschied genommen und war nach dem Tode seiner Frau mit seinem einzigen Kind in die kleine Bergstadt gezogen.

Er las viel, wanderte mit Lia durch die Wälder, ging auch hin und wieder in eins der kleinen Cafés oder in eine stille Weinstube, kam aber mit den braven Bürgern der Stadt in keine nähere Fühlung. Er war für sie nur einer mehr von den zahlreichen Pensionären, die sich hier angesiedelt hatten. Wie ein entthronter König, vergessen, zurückgezogen lebte er. Aber mit den Jahren, die eintönig dahingingen, wachte wieder die Sehnsucht nach jener Welt auf, die er voll überreichten Gross verlassen. Nur einmal noch zurück! war seine verschwiegene Hoffnung.

Der grüngoldene Frühling, der diesmal viel früher als sonst gekommen war, der Frühling, in dem eines Tages der frische junge Mensch ihn um Lias Hand gebeten, war lange vorüber, und als die bunten Kerzen auf den Kastanien wieder erloschen waren, hatte Turn ihn ganz vergessen. Er hatte Lia von der Werbung mit keinem Wort gesprochen, und auch sie hatte nicht die leiseste Andeutung gemacht.

„Was ist das?“ rief Turn eines Morgens verduft, das Residenzblatt in der Hand. „Das ist denn doch — höre nur einmal, Lia!“ Und er las: „Aus sicherer Quelle vernehmen wir, daß unser unvergessener Hofchauspieler Elard Turn in seiner idyllischen Muße die Herausgabe seiner Erinnerungen vorbereitet. Die künstlerische Größe und das reichbewegte Leben Turns, die Fülle bedeutender Menschen, die er kennen lernte, werden das Werk ungewöhnlich fesselnd gestalten und ihm allgemeines Interesse sichern.“

Er sprang auf. „Toll, wie? Das ist die größte Zeitungsente, die je über mich aufflog! Wie mir die Leute nur so etwas andichten können! Ich meine Erinnerungen schreiben!“ Er ging halb ärgerlich, halb belustigt auf und ab. „Erinnerungen werden gerade genug geschrieben. Ich möchte wissen, wer auf solch Märchen gekommen ist! Na, ich werde dem Blatt ein gehöriges Dementi schicken! Aber wozu? Mögen sie schwätzen und den Unsinn glauben! Heute liest man's und morgen ist's schon vergessen!“

Aber es wurde nicht vergessen. Am nächsten Tage stand die Nachricht im Stadtblatt. Verwunderung, Staunen, Verblüffung. Elard Turn? Das war doch der stattliche Herr in der Rosengasse, der ganz zurückgezogen lebte? Der schrieb seine Erinnerungen?

Elard Turn! Der Name flog durch alle Straßen, Wirtschaften, Läden. Doch nicht nur im Residenz- und Stadtblatt, auch in andern Zeitungen gab es von ihm und was nicht alles zu lesen. Auch Bilder sah man von ihm, neue und alte, die ihn in seinen großen Rollen darstellten, als Wallenstein, Nathan, Posa, mit kürzeren oder längeren Abriß seines Lebens und seiner künstlerischen Laufbahn. Fragen allerart wirbelten auf. Schon sechzig Jahre alt war er? Er sah doch noch wie ein stattlicher Fünfziger aus. Seine Frau war die bekannte Sängerin Tilly Frank gewesen? Beim alten Herzog war er oft zu Gast? So weit war er in der Welt herumgekommen, bis nach der Schweiz, Schweden, Österreich? So viele Orden hatte er?

Und diesen Mann, dessen Name jetzt durch die Zeitungen ging, hatte man so wenig wie einen der vielen andern Pensionäre der Stadt beachtet? Unglaublich! Die Stadt mußte jetzt zeigen, wie sie zu ihm stand, wie sie ihn schätzte, wie sie den Vorzug würdigte, daß er gerade sie zu seinem Wohnsitz gewählt, daß er gerade hier seine Erinnerungen schrieb.

Bürgermeister Rott erschien zu offiziellem Besuch bei Turn, der, ansangs verblüfft durch die unerwartete Auszeichnung, bald aber belehrt über den Anlaß der Besuch, sich rasch in die Situation fand. Danach überbrachte Rektor Lorch, Vorsitzender des Gesangvereins, eine Einladung zum Sommerfest der „Erato“. Postmeister Kuhn sprach für den Schützenverein vor: man würde es als besondere Kunst auffassen, wenn Herr Elard beim Preisschießen als Ehrengäst erschien.

Ausflüge, Picknicks, kleine und große Gesellschaften, nichts fand statt, ohne daß Turn und Lia dazu gebeten wurden. „Die Leute sind ja wie toll!“ schalt Turn, aber wenn sich die allgemeine Bewunderung auch manchmal naiv äußerte, machte sie ihm doch Freude. „Und all das nur wegen dieser lächerlichen Zeitungphantasie!“ sagte er nachdenklich.

Er war jetzt Mittelpunkt und Sehenswürdigkeit der Stadt. Die Fremden und die Sommergäste wurden in die

Rosengasse gewiesen: „Da wohnt Turn, Sie wissen doch, Elard Turn! Sie müssen sich sein Haus ansehen!“ Auf den Straßen zwinkerten die Einheimischen den Zugereisten bedeutungsvoll zu, wenn der Hoffchauspieler sichtbar wurde: „Das ist Turn, unser Elard Turn, der hier seine Erinnerungen schreibt! Sein Name steht jetzt in allen Zeitungen!“ Mit jeder Post flogen Briefe in sein Haus. Verleger bewarben sich um seine Erinnerungen. Alte Kollegen und Kolleginnen riefen sich ihm ins Gedächtnis. Illustrierte Blätter schickten ihre Mitarbeiter, um ihn zu interviewn und zu photographieren. Turn gab allen lächelnd Auskunft auf alle Fragen, nur wenn sie nach seinen „Erinnerungen“ fragten, schüttelte er viessagend den Kopf. Die sommerliche Stille, durch keine große politische Aktion oder sonstige Sensation belebt, hallte von Elard Turn wider.

Als die Bäume sich gelb, braun und rot färbten, flog eine Depesche in die Rosengasse und vier Stunden danach stand ihr Absender vor Turn: der Intendant Dr. von Schytt. „Mein lieber Turn,“ sagte er nach herzlichster Begrüßung, „ich komme Sie zu holen!“ Dann folgte eine lange, ver-

traute Aussprache, an deren Schluß der Intendant erklärte: „Also abgemacht! Zuerst spielen Sie Wallenstein und Nathan, über das andere sprechen wir später. In zwei Wochen erwarte ich Sie!“

Aber die vierzehn Tage waren noch nicht zu einem Drittel vorbei, da erschien der junge kecke Mensch wieder, den Turn ganz vergessen hatte.

„Wer sind Sie?“ fragte kurz der Hoffchauspieler.

Rolf redete sich stramm auf. „Erkennen Sie mich nicht wieder? Ich war ja kühn, Sie im März um die Hand Lias zu bitten. Sie wiesen mich ab, bis ich die Fähigung für meinen Beruf als Dichter erbracht hätte. Jetzt kann ich es in doppelter Weise. Hier ist der Vertrag über meinen Roman,“ damit reichte er dem verblüfften Hoffchauspieler ein gestempeltes Papier, „und hier bitte . . .“

„Was soll denn das?“ fragte Turn verdutzt und nahm eine alte Nummer des Residenzblatts in Empfang.

Rolf lächelte. „Es ist auch eine Dichtung . . . Erdichtung . . .“

„Der kleine Artikel über Ihre „Erinnerungen“ war von mir!“

Der Schreibtisch meiner Mutter.

Zu ihrem 100. Jahrestag.

Wir haben die geliebte Mutter bis in ihr fünfundachtzigstes Jahr gehabt; am 10. September, diesem teuern, von Astern und Georginen leuchtenden Geburtstagsdatum, sind es hundert Jahr, daß eine kleine Pauline, die spätere Pauline Schanz, meine verklärte Mutter, als ältestes Töchterchen des Verlagsbuchhändlers Johann Friedrich Leich in Leipzig geboren wurde. Ihr Hunderttag! Ich weiß es: Nicht viele werden von ihm sprechen, und sie selbst hätte bestimmt mit ihrem ergreifend resignierten Lächeln am heftigsten abgewehrt, die Erinnerung an ihr rastloses, herzwarmes, bei ihren Lebzeiten aber schon nicht recht an die Sonne gekommenes Schaffen an diesem Tag der Welt in Erinnerung zu bringen. Aus heißer Liebe zu ihr, aus dem Bewußtsein, daß nur noch zwei da sind, die davon wissen, und aus dem gütevollen, warmen Wunsche meiner treuesten Freunde, der Daheimleiter, entquellen meiner Feder nun doch über alle Abwehr der geliebten Toten weg diese Worte. — Es ist wie ein übermächtiges Muß. Ich sitze unter dem — von Helene Büchmann gemalten, überaus lieblichen schönen Greisenbild meiner Mutter. Ich sitze an ihrem Schreibtisch. — So will ich, weil ich weiß, daß sie das keinesfalls möchte, nicht von ihrem leidvoll-heldenhaften Leben, so will ich nur von ihrem Schreibtisch reden, von der Flut von Kraft, von Liebe, von Phantasie und Fleiß, die von diesem Schreibtisch aus in die Welt, in unser Kinderleben, in unser ganzes späteres Sein strömte und strahlte. — Es ist ein aus sehr alter Zeit stammendes, kostbares, mit Porzellanschildern und Messingbeschlägen geschmücktes, nicht eben bequemes Möbel. Aber schon meine junge Mutter war wie damit verwachsen, und noch ihren letzten Liebesgruß, eine Postkarte mit tausend Segenswünschen für eine liebe kleine Reise, die ich, bereits mit Bangen, vier Wochen vor ihrem Entschlafen mache, hat sie an diesem Tisch geschrieben.

Als Kinder trugen wir das Bewußtsein, daß unsre Mutter schrieb, viele schöne Geschichten und Märchenbücher schrieb, als großen Schatz in unseren Herzen. Unwillkürlich hat sich das wunderbar vornehme Bild, die schöne schlanke Frau mit den klassischen und doch lieblichen Gesichtszügen, dem reichen braunen Flechtenschmuck in ihren einfachen, weitfältigen Gewändern an ihrem Schreibtisch sitzend, mit diesem heiligen Stolze der Kinderseelen verflochten.

Mit weniger Wichtigkeit kann man nicht Schriftstellerin sein, als meine Mutter es war. Sie war mit ganzer, allerfeinsten Seele Mutter; seit meinem fünften Jahr war sie die alleinige Ernährerin und Erhalterin des warmen, gemütlichen, von seltsam poetischem Zauber umwobenen Nestes, in dem wir drei Kinder erwuchsen.

Daß meine Mutter schon seit ihrer frühesten Mädchenzeit



Pauline Schanz.

eine seine, hochstrebende, die Dichtung der Welt in ihrem Herzen bewahrende und widerspiegelnde Dichterin war, daß sie mit Dante und Shakespeare, mit Burns und Lamartine so tief wie mit ihrem vergötterten Goethe vertraut war, davon wußten wir Kinder nichts. Von ihren in frühester Mädchenjugend schon veröffentlichten romantischen Märchen-dichtungen, dem „Rosenmärchen“, „Liane“, „Madeira“ auch wohl blutwenig. Was meine Mutter, während wir Kinder waren, schrieb, waren Kinder- und Jugendgeschichten — waren holdselige Märchen. Diese Sachen kannten wir, von ihnen war unser Leben erfüllt. Wenn meine Mutter nach dem Nachtgebet aus unserem Schlaßtübchen herausgegangen war, erfüllte uns das Bewußtsein: sie sitzt nun an ihrem Schreibtisch und schreibt. Das war uns, als wäre sie nun beim lieben Gott und dürfe ihm mithelfen beim Werke der Schöpfung. Der Verlag Meinhold & Söhne in Dresden hatte das Talent meiner Mutter für die gemütvolle Jugendschrift erkannt und gab ihr viel zu tun. In lieblichster Ausstattung erschienen die Bände „Für junge Herzen“ und „In der Dämmerstunde“, „Ein Tag aus dem Kinderleben“, „Deutsche Sagen“. Das Schaffen für diesen anerkennenden, gut zahlenden Verlag, der auch für seine „Groschenbibliothek“ fortwährend Mitarbeit brauchte, war für die unermüdlich fleißige Frau gewiß ein großes Glück. Durch die plötzliche schwere und hoffnungslose Erkrankung des Besitzers brach es in einem Tage zusammen. Wie ein schwerer Hagelschlag lag es über unserer blühender Flur.

Meine Mutter hat andere Arbeit gesucht und gefunden. Sie schrieb Novellen für das Dresdner Journal, sie schrieb ihre klugen, kenntnisreichen Aufsätze für das kleine Gelehrtenblatt „Europa“. Sie schrieb aus nie versagendem Quell ihre wunderbar echten Märchen und Kinder-geschichten für die von Thelka von Gumpert herausgegebenen, in hoher Blüte stehenden Jahrbücher, „Töchteralbum“ und „Herzblättchens Zeitvertreib“. Wie eine Art Schutzgeist, eine unerhört hohe Protektorin verkehrte diese Thelka, die ein Jahr lang die Frau Franz von Schobers, des Franz-Schubert-Freundes, gewesen war, in unserem Hause. Kurz, sehr rund, merkwürdig helläugig, das rotwangige Gesicht von grauen Löckchen umgeben, im vornehmen samtenen Radmantel, stand sie als geschätzte Alstraggeberin wie oft in unserem lieben Nest, von uns Kindern ohne Liebe angstvoll geachtet. Sie konnte uns Kinder nicht leiden und machte daraus kein Hehl. Kinderlos, doktrinär pädagogisch, fand sie, unsere kostbare vornehme Mutter sei mit uns unwürdigen Kindern viel zu gut. So himmlische herzenstiefe Geschichten, wie z. B. „Hermine“ und „Nanny“, die Meisterstücke meiner Mutter in den alten Töchteralben, die kein Mensch, der sie damals

gelezen, wohl je vergessen hat, — (viele solcher Leser werden ja kaum mehr leben, —) hätte ihr eine Frau, die nicht Mutter war, aber doch sicher nicht schreiben können.

Ja, sie war gut, sie war gewiß viel zu gut! In einem Oskar-Pletsch-Buch der damaligen Zeit stand unter einem Mutterbild der kleine, unser Haus regierende Vers:

„Wen liebt sie am meisten?
Wen liebt sie am treusten?
Da mußt du die Englein fragen.
Und die wissen es auch nicht zu sagen!“

Sie hat uns Mädchen die Kleider genäht, sogar die des kleinen Sohnes, die „Habitchen“. Alles war reizend, was sie schuf. Nie habe ich eine Nähnadel wieder mit solch blixgender blitzartiger Geschwindigkeit durch seinen Stoff gleiten sehen, wie unter ihrer Hand, nie einen Menschen mit scharfem Küchenmesser so zauberhaft grüne Bohnen schnitzen sehen, wie meine Mutter.

Auf ihrem Schreibtisch, auf dem die Manuskripte in Massen erwuchsen, war immer Ordnung. Schreibmaschinen, Füllfederhalter, Kugelspitzenfedern gab es damals nicht. Sie schrieb mit einem dünnen, geschnittenen Halter, in dessen schmückender Rose man durch ein kleines Gußloch die Ansicht von Karlsbad sah, auf dünnen, längs zusammengefalteten Folienpapier, schrieb mit spitzen Federn in spitzer, zarter Schrift. Ein mit einem feingemalten Fasan geschmücktes Porzellandöschen, innen mit einer Reibfläche für die damals bräuchlichen Schwefelhölzchen, barg ihre abgeschriebenen Federn. Da war immer noch einmal eine zu brauchen, wenn die widerspenstige neue gar zu schwer heranwollte. Wie liebe ich dieses Döschen, wie hege ich es noch heute! —

Der Schreibtisch meiner Mutter, von dem es unzertrennlich war, hat die geistig unter schweren Lebensverhältnissen immer mehr erstarke Frau später manchen Tag, manche Nacht in immer steigendem Streben und Schaffen gesehn.

Ohne einen Lehrer lernte sie außer dem ihr völlig geäußigen Französisch und Englisch Sprachen: Italienisch, Spanisch, Schwedisch, Norwegisch, Holländisch. Sie übersetzte die Spanischen Dorfgeschichten von Fernan Caballero und Antonio di Trueba. Eine umfassende Sammlung spanischer Sprichwörter, die leider nie gedruckt worden ist, fiel dabei

in vergnüglicher Nebenarbeit ab. Die kostliche dänische Novelle „Gazela“ von Carl Ellar übersetzte sie in ein nuanciertes humorvolles Deutsch. Warum sind all diese Sachen, deren Auflagen stets bald vergriffen waren, so rasch zerstoben? Um bittersten schade ist es um ihre im Jahre 1875 geschaffene, heute noch mustergültige Übersetzung der Frithjofssage. Von einem unglücklichen Verlag in den anderen gekommen, ist dieses Meisterwerk poetischer Übersetzungskunst einfach für den Buchhandel und die Welt verschwunden.

Ein Gebiet, an das ich vor Egriffenheit kaum heran kann, ist das Irlische Schaffen meiner Mutter. Ihre von glühendem, oft schmerzlichem Empfinden und leidenschaftlicher Liebe zur Natur erfüllten Gedichte sind in einem Band gesammelt, aber — ein tragisches Schicksal schob auch hier einen Riegel vor — obwohl gedruckt, durch unglückliche Verhältnisse des damaligen Verlags nie in die Öffentlichkeit gekommen. Ich habe nach meiner Mutter Tod im Jahre 1913 zwei ihrer schönsten Gedichte „An mein totes Kind“ und „Sommerblumen“ hier im Daheim veröffentlicht.

Ihr Dichtertalent, das sich in den damals üblichen Prachtalben, „Deutsche Kunst in Bild und Lied“ in Proben dokumentierte, hat ihr die Verehrung großer Meister eingebracht. Sie stand mit Paul Heyse, Geibel, Hermann Lingg und Hamerling in regem schriftlichem und später persönlichem Verkehr. Ein reger Kreis bedeutender Menschen suchte Anregung in der bescheidenen Geselligkeit unserer Dresdner Wohnung, der alten mit dem Blick auf die Strehlener Höhen und der späteren an der trauslichen Bürgerwiese, am Eingang des einzischönen „Großen Gartens“.

Der Geist meiner Mutter ist einmal eine Zeitlang in wunderbar beglückender Weise über mir gewesen. Es galt, ihre schönsten Märchen vor der Vergessenheit zu bewahren, und da war es mir, als müßte ich in Hülle und Fülle, in beseligendem Fluge der Phantasie, selber Märchen schreiben. Zwei starke Bände, deren Krönung einige Märchen meiner Mutter bilden, sind unter dem Titel „Aus dem alten Zauberbrunnen“ und „Der flammande Baum“ noch zu ihren Lebzeiten erschienen, und wir, sie und ich, haben uns wie die Kinder daran gefreut. Das Honorar in lauter blanken Goldstücke konnte ich noch lachend in ihre lieben Hände legen.

Frida Schanz.



Spann' deine Kräfte, tapfre Frau,
Doch nicht bis zum Versagen!

Der feine Halm trägt nur soviel Tau,
Als er vermag zu tragen! f. s.

Hausfrau und Sozialversicherung.

Rund ein Drittel der gesamten deutschen Bevölkerung sind heute in Deutschland von der Sozialversicherung erfaßt und ein großer Teil davon fällt unter mehrere Zweige, deren Zwecke verschiedene sind, wie schon ihr Name sagt: Krankenversicherung, Unfallversicherung, Angestellten- und Invalidenversicherung, Knapschaftliche Pensionskasse (für den Bergbau) und neuerdings auch die Arbeitslosigkeitsversicherung. Daher kommt es, daß die Mehrzahl unserer Hausfrauen heute irgendwie persönlich mit der Sozialversicherung verbunden ist, sei es durch die Berufstätigkeit des Ehemannes, sei es, daß die Hausfrau selbst aus der Zeit ihrer früheren Berufstätigkeit erworbene Rechte bei Kranken- und Angestelltenversicherung sich durch Weiterzahlen der Beiträge erhält (freiwillige Weiterversicherung) oder daß die berufstätige Tochter die alleinstehende Mutter in der Familienversicherung ihrer Krankenkasse gegen Krankheit mitversichert hat. Gerade die Hausfrau des Mittelstandes, die nicht in der Lage ist, im Krankheitsfall Arzt und Gegenungskosten selbst zu tragen, hat ein lebhaftes Interesse an fast allen Gebieten der Sozialversicherung und versucht mehr und mehr, genauere Kenntnis darüber zu erlangen. Am ehesten ist sie noch mit der Krankenversicherung vertraut, am seltensten kommt, gottlob, praktisch die Auswirkung der Unfallversicherung für sie in Betracht und, da die Invalidenversicherung heute fast ausschließlich die Arbeiterfamilien und die Knapschaftsversicherung nur die im Bergbau beruflich Tätigen betrifft, so mag heute einmal von der recht gut ausgebauten „Angestelltenversicherung“ die Rede sein.

Mag der Gatte nun Ingenieur, Techniker, Abteilungschef, Prokurist, Musiklehrer, Kaufmännischer Angestellter, die Tochter Sekretärin, Sozialbeamtin, Buchhalterin, Kinderärztin, Gesellschafterin, Hausdame, Privatlehrerin, Diretrice usw. sein, alle diese Berufsarten fallen — bis zu einem

Jahreseinkommen von zurzeit 6000 M und soweit sie nicht im Beamtenverhältnis stehen — der Angestelltenversicherung zu. Hat nun eine sich verheiratende Frau früher selbst einen solchen Beruf ausgeübt und ihre Beiträge bei der Angestelltenversicherung (A.-V.) entrichtet, von denen die Hälfte stets der Arbeitgeber, die Hälfte der Arbeitnehmer zahlt, so hat sie nach der Heirat zweierlei Möglichkeiten. Entweder sie macht von dem Rückzahlungsrecht Gebrauch und erhält dann als Abfindung für alle vor dem 1. Januar 1924 geleisteten Beiträge einen Betrag von 30 M (sofern mindestens 30 Beiträge geleistet waren), ferner die Hälfte aller seit dem 1. Januar 1924 geleisteten Beiträge zurück. Ist der Ehegatte Staatsbeamter und er und die Witwe in jedem Fall später einmal pensionsberechtigt, so dürfte diese Rückzahlung die zweckmäßigeren Möglichkeiten bedeuten. Im allgemeinen aber tut jede sich verheiratende Frau bei den heutigen Zeiten weit besser daran, nicht von dem Rückzahlungsrecht Gebrauch zu machen und sich statt dessen ihre bei der Angestelltenversicherung erworbenen Rechte, die sogenannte Anwartschaft, zu erhalten. Es bleiben ihr dann auch als Hausfrau die Rechte auf alle die segensreichen Leistungen der Angestelltenversicherung erhalten. Hierzu ist nur erforderlich, daß sie in den ersten zehn Jahren der Versicherung jährlich mindestens acht Monatsbeiträge, später jährlich mindestens vier Monatsbeiträge entrichtet. Das Entrichten der Beiträge geschieht durch Kleben von bei der Post erhältlichen Marken in die grünen Angestelltenversicherungskarten.

Zu den Leistungen der Angestelltenversicherung gehören einmal die Auszahlung der Ruhegelder, die an die Erfüllung einer Wartezeit, bei weiblichen Versicherten 60 Beitragsmonate, bei männlichen Versicherten 120 Beitragsmonate, geknüpft ist und die Gewährung von Heilversahren zur Festigung angegriffener Gesundheit, unabhängig von einer

Wartezeit. Die Heilversahren oder Kuren werden je nach der Art der Erkrankung in Lungenheilstätten oder in Sanatorien für innere Krankheit auf die Dauer von mehreren Wochen gewährt; auch kann der Genesende vom Sanatorium aus, falls für die Ausheilung nötig, einen Antrag auf Verlängerung stellen. Für die Hausfrau ist besonders wichtig das „Hausgeld“, d. h. während des Heilverfahrens erhalten Angehörige des Erkrankten, deren Unterhalt er ganz oder überwiegend aus seinem Arbeitsverdienst bestritten hat, als tägliches Hausgeld mindestens $\frac{1}{20}$ des letzten Monatsbeitrages, sofern der Erkrankte kein Gehalt bezieht. Dasselbe trifft natürlich auch dann zu, wenn die berufstätige Tochter Ernährerin und zur Kur von der Reichsversicherung für Angestellte weggeschickt ist.

Das Heilversahren der Angestelltenversicherung ist kein Ersatz für Krankenversicherung; es kommt hauptsächlich bei Erkrankungen der Lunge oder des Herzens, hochgradiger Bleichsucht und Blutarmut, Nervenschwäche und Erschöpfungszuständen in Frage. Anträge werden auf Grund ärztlicher Gutachten vom Direktorium der Angestelltenversicherung genehmigt; wenn der Antrag abgelehnt wird, besteht kein flagbarer Anspruch darauf und vor Ablauf einer Frist von zwölf Monaten ist ein neuer Antrag dann nicht zu stellen. Vordrücke für die Anträge sind beim Versicherungsamt, bei den örtlichen Vertrauensmännern der Angestelltenversicherung und bei den Angestelltenverbänden erhältlich. Auch die Bewilligung von Zahnhelbehandlung, wenn infolge Erkrankung und Fehlens von Zähnen eine Schädigung des allgemeinen Gesundheitszustandes droht, liegt der Angestelltenversicherung ob.

Die bedeutendste Leistung der Versicherung ist das Ruhegeld, das bei Eintritt von Berufsunfähigkeit und ferner automatisch bei Vollendung des 65. Lebensjahres gezahlt wird. Ruhegeld wird auch dann gezahlt, als genanntes Krankenruhegeld, wenn ein Versicherter nicht dauernd berufsunfähig ist, jedoch bereits 26 Wochen berufsunfähig war, für die weitere Dauer der Berufsunfähigkeit. Das jährliche Ruhegeld besteht aus einem Grundbetrag von 480 M , aus den Steigerungssätzen für die vor 1924 geleisteten Beiträge und einem weiteren Steigerungsbetrag von 15 Prozent aller seit dem 1. Januar 1924 geleisteten Beiträge.

Anspruch auf Ruhegeld hat auch die Witwe des verstorbenen Versicherten, und zwar beträgt die Witwenrente $\frac{2}{5}$ des Ruhegeldes und sie wird gewährt, gleichgültig, ob die Witwe erwerbsfähig ist oder nicht. Auch der Witwer kann

aus der Versicherung der Frau Witwerrente bekommen, dann, wenn er erwerbsunfähig oder bedürftig ist.

Sehr lebhaftes Interesse hat die Hausfrau und Mutter natürlich auch an der Gewährung von Waisenrenten, die an die Kinder des verstorbenen Versicherten bis zum 15. Lebensjahr gezahlt werden. Erhält das Kind jedoch nach seinem 15. Jahre noch Schul- oder Berufsausbildung, so wird die Waisenrente während der Ausbildungsdauer, jedoch nicht über das 21. Jahr hinaus, weitergewährt. Die Kinder sind ferner auch in der Weise bedacht, daß der Versicherte, der selbst Ruhegeld bezieht, für jedes Kind bis zum 15. Lebensjahr, nötigenfalls bis zum 21. Lebensjahr, einen Kinderzuschuß von jährlich 90 M erhält.

Es ist eine Forderung der Frauenberufsverbände, daß Hinterbliebenenrenten auch für solche hilfsbedürftige Familienangehörige lebiger Versicherter gewährt wird, denen gegenüber der Verstorbene eine gesetzliche Unterhaltspflicht hatte, d. h., wenn eine berufstätige weibliche Angestellte bei ihrem Tode eine von ihr seither ernährte Mutter oder krankliche Schwester hilfsbedürftig hinterläßt, soll an die Hinterbliebene das Ruhegeld in Höhe der Witwenrente gezahlt werden. Ob und wann diese Gesetzesänderung, die die Hausfrau sehr begrüßt wird, erfolgt, läßt sich zurzeit noch nicht übersehen. Die Zahl der im Jahr 1927 verstorbenen weiblichen Versicherten betrug 641, von denen natürlich nicht alle unverwiegte Hinterbliebene hatten; dafür müßten aber noch die Fälle der zurückliegenden Jahre erfaßt werden. Berechnungen dürften ergeben, daß diese Forderung immerhin ohne allzu große Belastung der Versicherung sich durchführen läßt.

Da die Durchschnittsrente der Angestelltenversicherung trotzdem bei der heutigen Preislage zum Leben nicht ausreicht, haben die Frauenberufsverbände und andere Organisationen Zusatzversicherungen geschaffen. So versichert sich die weibliche Handels- und Büroangestellte mit 20 bis 100 M Monatsrente für ein bis fünf Anteile bei geringen Monatsbeiträgen zusätzlich in der Rentenversicherungsfasse des Verbandes der weiblichen Handels- und Büroangestellten, die Sozialbeamtin, Wohlfahrtspflegerin und Krankenschwester in der Pensionskasse der freien Wohlfahrtspflege, Berlin. Beide Versicherungen ergeben zusammen mit der Angestelltenversicherung die Aussicht auf eine auskömmliche Rente bei vorzeitiger Berufsunfähigkeit und zum Lebensabend.

Aenne Jacob, früher Gau-Geschäftsführerin des Verbandes der weiblichen Handels- und Büroangestellten.

Die Sportstudentin und ihr Heim.

„Alle Olympia-Siege haben nicht einen so gewaltigen Eindruck auf die Besucher des Stadions gemacht, wie gerade die Vorführungen der Deutschen Hochschule für Leibesübung. Die deutsche Körperfunktion errang heute ihren größten und schönsten Sieg. Der Funke des Lebenswillens sprang auf alle Zuschauer über und berauschte sie.“ So schrieb vor wenigen Wochen, zur Zeit der Amsterdamer Olympiade, eine unserer größten deutschen Tageszeitungen. Für einen Tag hallte die Welt wider vom Ruhm der deutschen Sportstudenten und Sportstudentinnen. Hollands Königin war zum erstenmal im Olympia-Stadion ihres Reiches erschienen. Fünfzig deutsche Sportstudentinnen waren nach Amsterdam geschickt worden, der deutschen Flagge zu Ehre und Ansehen zu verhelfen, und fünfzig haben auch im Anna-Heim draußen auf dem Kiefernnumrauschten Gelände des Sportforums zu Berlin-Grunewald ihr unvergleichlich schönes Zuhause gefunden.



Aufnahme: A. Groß.
Sportstudentin im Strazendres.

Nr. 51

Rund 200 Mädels sind es jetzt im ganzen, die dort auf den weiten, grünen Rasenflächen vor den Toren der Reichshauptstadt trainieren, zukünftige deutsche Sportlehrerinnen, Führerinnen der Jugend, denen wir sie unbesorgt anvertrauen können. Das Anna-Heim ist, kaum eröffnet, schon zu klein. Die Berlinerinnen, die bei ihren Eltern wohnen können, treten freiwillig zurück vor den auswärtigen Schülerinnen, denen man das Herumwagabundieren in „möblierten Zimmern“, die Atmosphäre der billigen Studentenbude gern ersparen möchte. Das ist im Anna-Heim ja nun restlos gelungen, nur, daß es, wie gesagt, leider zu klein ist, daß man fix zwei weitere daneben

stellen müßte. Aber unendlich viel hat der deutsche Reichsausschuss für Leibesübungen schon mit der Errichtung — und Einrichtung — dieses einen Hauses getan. Es weht ein guter Geist durch diese Räume, das merkt der Gast beim ersten Schritt in das Anna-Heim. Es ist erfüllt von frohem Jungmädellachen, durchströmt von Luft und Licht. Behaglich und echt jungmädelhaft ist das Anna-Heim von oben bis unten ausgestattet und doch findet sich kein einziges lästlich-sentimentales Stück im ganzen Haus, nichts Überflüssiges — aber alles Notwendige gediegen und schön. Da sind die Doppelzimmer für die Studentinnen, durchweg in lichten Farben gehalten: silbergrau, mandelgrün, korallenfarben, lichtblau. Je zwei eingebaute Betten, darunter Schubfächer für die Wäsche, eingebaute Kleiderschränke und Waschtische mit fließendem warmen und kalten Wasser. Dann ein Vorhang, der jedes Zimmer in Schlafgemach und Wohnraum teilt. Bücherbretter, Tisch und Stühle, eine breite Sitztruhe mit aufgelegten Polsterrüschen, eine farbenfrohe, textile Ausstattung — alles ungeheuer praktisch unter klügster Raumausnutzung geschaffen, hygienisch und doch behaglich-warm. Der Blick aus den Fenstern in eine tiefe Waldschlucht hinein, über die hinweg von fern die Türme von Spandau grüßen, läßt die Nähe der Großstadt vollends vergessen. Nach vorn heraus, nach den gut gepflegten grünen Rasenflächen und den Blumenanlagen zu, liegt der große Speisesaal, ebenerdig, holzvertäfelt, mit riesigen Fensterscheiben, die von der Decke bis zum Fußboden reichen. Hier hört man den kleinen Brunnen rießen, der, von Professor Lederer geschaffen, vor dem Heim zur raschen, körperlichen Erquickung der Trainierenden seine Aufstellung fand, von hier aus blickt man auch hinüber nach dem „Hexentanzplatz“, einer grünumbuschten Freilichtbühne für die Gymnastikübungen. Für sehr bescheidene Verpflegungssätze erhalten die jungen Mädchen Frühstück und Mittagessen. Das Abendbrot bereiten sie sich selbst in der freundlichen, hellen Küche. Eine reiche Bibliothek sorgt für geistige Zerstreuung und wohl auch für die gründliche Vertiefung des tagsüber im theoretischen Unterricht Gelernten, im Musiksaal aber mit seiner Rosentapete kann man es erleben, wie ein braungebranntes blondes Jung-



Einmarsch der Sportstudentinnen in das neuerrichtete Anna-Heim (Architekt Werner Marsch) in Berlin-Grunewald. Aufnahme: Fotoaktuell.

mädel im weißen, sehr kurzgeschürzten Sportkittel mit nackten Beinen und Turnschuhen am braungebeizten Eichenflügel sitzt und ganz allein, still für sich, andächtig — Haydn spielt.

Man wird diesen Anblick nicht wieder los, man schließt diese frischen, frohen Mädel beim ersten flüchtigen Anblick ins Herz. Man freut sich ihrer blühenden Augen, ihrer federnden Gelenke, dieser hellen Stimmen, dieser gefundenen Körper und sonnigen Herzen.

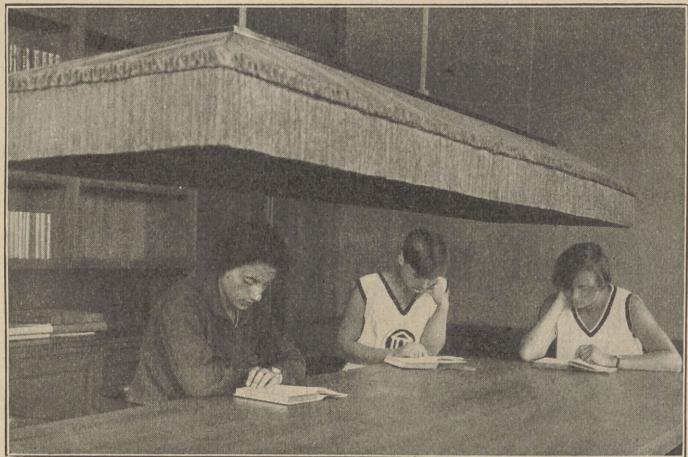
Drei Jahre dauert die Ausbildung der Sportstudentin — wenn sie das Abiturium hat. Das wird möglichst bei allen angestrebt. Aber man macht auch Ausnahmen, nur daß dann die Lehre etwas länger währt. Die Lyzeumsschülerin muß nach vollendetem siebzehnten Lebensjahr erst ein Jahr Vorstudium absolvieren, dann wird sie den Abiturientinnen gleichgestellt. Auf diese drei bzw. vier Jahre folgt noch ein praktisches Jahr, dann ist die Turn- und Sportlehrerin fertig. Ein ausichtsreicher Beruf, denn es mangelt an weiblichen Turnlehrern an den Mädchenschulen, an Sportlehrerinnen bei den Universitäten und Vereinen. Neue Erkenntnisse der Körperforschung lassen die bisherige Ausbildung der Turnlehrerinnen als ungenügend erscheinen, junger Nachwuchs tut not. Das weibliche Geschlecht soll in Zukunft nur noch von weiblichen Turn- und Sportlehrkräften unterrichtet werden. — Aber das Studium ist schwer und die

Prüfungen sehr streng. Wer körperlich und seelisch nicht ganz gesund ist, soll die Hände von diesem Beruf lassen. Höchste Anforderungen werden an Körper und Geist gestellt.

Sehr früh am Morgen beginnt der Unterricht, auch im Winter: drei bis vier Stunden praktische, drei Stunden wissenschaftliche Ausbildung. Gelehrt wird: Anatomie, Physiologie, Pädagogik, Psychologie, Geschichte der Leibesübungen, die Grundbegriffe der Philosophie und noch einige andere Dinge mehr. Die Sportausbildung gliedert sich in Leichtathletik, Gymnastik, Schwimmen, Turnen, Bewegungsspiele, Rudern. Hierbei wirken fast ausschließlich weibliche Lehrkräfte. Zwei der Lehrerinnen, nein, Kameradinnen, wohnen in Einzel-

zimmern des Anna-Heims. Aber „Aufsicht“ im eigentlichen Sinne ist nicht nötig, wir befinden uns nicht in einem Mädchenspensionat. Das Goethe-Wort: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt...“ steht als unsichtbares Motto über diesem Haus — trotzdem auf dem terrassenartigen Vorplatz des Anna-Heims zwischen vielen Fahrrädern auch eine stattliche Anzahl Motorräder auf ihre fahrlässigen Besitzerinnen warten.

Der theoretische Unterricht wird Sportstudenten und -studentinnen gemeinsam von Männern der Wissenschaft erteilt. Alle Kurse sind wahlfrei, denn die Schule ist eine Hochschule, die zu freiwilliger Tatkräft erziehen will. G. R.-S.



Das Leben der Sportstudentinnen im Anna-Heim. Im Besitzimmer. Aufnahme: A. Groß.



Wie die Sportstudentinnen wohnen. Aufnahme: R. Siegert.

Das Kaffeegeschirr,
das wir unseren Leserinnen hier im Bilde zeigen, erweist sich überall dort als praktisch, wo der Kaffee manchmal im Garten oder auf der Veranda getrunken wird. Aber auch für den kleinen Haushalt, in dem die Hausfrau ihre eigene Angestellte ist, eignet es sich, hat man doch in dem handlichen Gestell alles Nötige mit einem Griff beieinander. Das Geschirr es ist wundervolles, weißes Porzellan mit Gold — ruht sicher in den Bügeln, sicherer als es aus sieht. Der Inhalt der Kanne reicht für den Bedarf von sechs Personen.

Für die Küche.

Konservieren un-
reifer Tomaten. Un-
ausgereifte Tomaten sind
immer Schmerzenskinder
der sparsamen Hausfrau.
Wohl lassen sich aus grünen
Tomaten allerhand gute
Komposts, Tortenbeläge und pikante Pickles herstellen, aber es bleiben
immer noch viel grüne Früchte übrig, die wegzuwerfen Verschwendung
bedeutete. Auch trösten die erwähnten Konserven nicht über den Mangel
an schön ausgereiften Tomaten hinweg. Solche dennoch zu erzielen ist



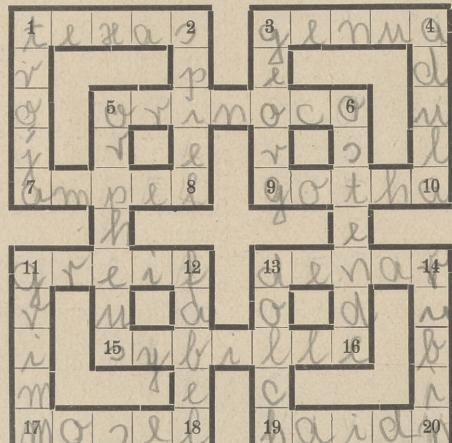
Neuartiges Kaffeegeschirr in praktischem Nidgelgestell. Modell: Elsner, Berlin.
Aufnahme: Hanni Schwarze.

entfernt und dann auf dem Reibeisen gerieben. Haselnüsse werden durch die Mandelreihe getrieben, die aufgequollene Haferflocken mit den geriebenen Käpfchen und Nüssen und dem nötigen Zucker vermischt. Ein wenig Zitronensaft verbessert noch wesentlich den Geschmack. M. Führer.

auf folgende, vielfach erprobte Art möglich. In breite, mehr flache als tiefe Holzpfannen (Obsttöpfen) schlägt man die flederloden, mit einem weichen Tüde sauber abgewischt Tomaten auf Lagen von Torfmulm ein, und zwar so, daß sie sich gegenseitig nicht berühren. Es dürfen aber nur solche Tomaten verwendet werden, die schon am mindestens einer Stelle eine leicht gelbliche Färbung zeigen. Sie gewähren eine gewisse Garantie für das Ausreifen in dem, jede Faulnis abhaltenden Torfmulm. Gegen Weihnachten wird die Hausfrau zu ihrer Freude schöne, rote Tomaten der Torküste entnehmen können, und der Vorrat wird sich bis Febr.-März tadellos halten, wenn er in einem kühlen, trocken, frostfreien Raume aufbewahrt wurde. M. K.

Die Apfelfaltschale als empfehlenswerte Roh kost. Ein bekannter Münchener Kinderarzt erkannte schon lange den Wert der Roh kost und empfahl besonders schwächlichen, blutarmen Kindern und magenleidenden Erwachsenen eine Kalt schale aus rohen Haferflocken und Äpfeln. Die Haferflocken, die rein und häufefrei sein sollen, werden in süßer Milch oder noch besser in süßer Sahne aufgeweicht, damit sie aufquellen können. Äpfel werden geschält, entkern und, Hafelnüsse werden durch den Haferflocken mit den gebrüder vermischt. Ein wenig Geschmack. M. Führer.

1. Buchstabenrätsel.



Die Buchstaben a a a a a a
b b c d d d d e e e e e e
e e f g g g h h h i i i i i i
l l l m m m m n n n n o o o o
o p p f f f f f f f f f f f f
u u x y y sind so in die leeren Felder einzustellen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1 bis 2 Staat in Amerika, 3 bis 4 Stadt in Italien, 5 bis 6 Fluß in Südamerika, 7 bis 8 Beleuchtungskörper, 9 bis 10 deutsche Hauptstadt, 11 bis 12 sagenhaftes Tier, 13 bis 14 altrömische Münze, 15 bis 16 meistlaendige

Frau, 17 bis 18 Nebenfluss des Rheines, 19 bis 20 Tondichter.
1 bis 7 berühmter Kampfplatz, 11 bis 17 Märchenerzähler, 5 bis 15 mythischer Sänger in Griechenland, 2 bis 8 Zeitvertreib für jung und alt, 12 bis 18 Dichtungsart, 3 bis 9 männlicher Vorname, 13 bis 19 Waffe, 6 bis 16 Seebad in Belgien, 4 bis 10 Gruppe der Ostalpen, 14 bis 20 Edelstein.

2. Silbenrätsel.

Aus nachstehenden Silben:
au — bel — bü — cer
che — chen — chen — drück
— drück — ei — ei — eich
— eu — ev — feh — gaz
gen — gén — gi — horn
leh — ler — li — lo — lob
w — luft — man — mi — na
eu — pi — nietz — os — ri
cha — sche — sinn — sen
— ta — te — tes — van
— za sind 17 Wörter zu bilden,
deren Anfangs- und Endbuchstaben,
beide von oben nach unten
einen deutschen Romantiker
eins seiner Werke nennen. Die
Wörter bedeuten: 1. spanischen Dichter
2. atmosphärische Eigenschaft, Figur aus den "Meisterlingen",
italienischen Rhinosiologen 5. Bei-

chen von Eitelkeit, 6. Philosophen, 7. Berg bei Partenkirchen, 8. Komponisten, auch früheren Reichskanzler, 9. französischen Staatsmann, 10. Tier des Waldes, 11. Stadt am Rhein, 12. Aufstellung, 13. Regierungsmitglied, 14. Wasserpfeife, 15. europäische Hauptstadt, 16. Schriftseger-Mißgeschick, 17. eine unschöne Eigenschaft.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste
Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 50.

1. Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Spaß, 5. Waffe, 8. Siam, 9. Leda, 12. Lohengrin, 16. Arterie, 18. Ginstor, 20. Herr, 21. Erwin, 23. Turm, 24. Dmar, 26. Dieb, 28. Bacon, 29. Brett, 30. Dicthen, 31. Gnade, 33. Entel, 36. Erna, 38. Knie, 39. Roné, 41. Fedor, 44. Glac, 46. Dessert, 48. Kanonen, 50. Suezkanal, 51. Saul, 52. Baje, 53. Drell, 54. Svein. — Senfrecht: 2. Palermo, 3. Amor, 4. Speer, 5. Waggi, 7. Fenster, 8. Sure, 10. Ader, 11. Sahib, 13. hier, 14. Rind, 15. Armut, 17. Trochäus, 19. Tuberfeln, 22. Weekend, 25. Anden, 27. Ibsen, 31. Gerda, 32. Dresjur, 34. Nicolai, 35. Laune, 38. Kran, 40. Dels, 42. Egel, 43. Okapi, 45. Dese, 47. Eule, 49. Nabe. — Silberrätsel: Banon, Elise, Ideal, Nante, Krinoline, Ophelia, Erlerum, Vorjach, Plejaden, Ethik, Bondo, Altimax, Amen, Uafe, Uotar, Bleiweis, Gutin, Sefam, Tochter, Emulsion, Hoongho, Erna, Nahum, Weierei, Innsbruck, Triton, Ente, Istrien, Niobe, Eiger, Miene, Katze, Orgel, Pregel, Filter, Alsen, Taertes, Manolin, Edion. — „Kein Koerper kann befehn mit einem Kopf allein, es legte Gott in ihm auch stets ein Herz hinein.“

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsberecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: H. C. von Böbelitz in Berlin. Künstlerische Leitung: Siegfried Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des Dahlem in Berlin W. 50, Tauentzienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung verlangt eingeladene Beiträge die Schriftleitung des Dahlem nur ein, wenn die für eingestrahlte Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: An Behaggen & Klaßings Anzeigenverwaltung Abt. Dahlem in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Dahlem-Expedition (Behaggen & Klaßing) in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.